Friedrich Schiller

Gestalten der Geschichte



Friedrich Schiller

Gestalten der Geschichte

Vergrabene Schätze

„Vergrabene Schätze"

Friedrich Schiller:

GESTALTEN DER GESCHICHTE

Friedrich Schiller

GESTALTEN DER GESCHICHTE



Ludendorffs Verlag

München 19

Printed in Germany

Druck der Ludendorff-Druckerei München 2

PHILIPP II.

KÖNIG VON SPANIEN

Philipp II. ist Staub. Zwei Jahrhunderte trennen ihn von uns, und sein Name lebt nur durch die Gerechtigkeit der Zeit. Ich will ein Gemälde seines abergläubischen und schrecklichen Despotismus entwerfen – alle Bestandteile dieses grausamen Charakters, die uns in der Geschichte durchschauern, will ich in ein Bildnis zusammenschmelzen, und den Abscheu, der mich durchdrungen hat, allgemein machen.

Welch ein Ungeheuer, je länger ich bei seinem Anblick verweile! – Man erzählt von einem Bildhauer, der sich anbetend zu den Füßen des Jupiter niederwarf, den sein Meißel erschaffen hatte – ich stürze erschrocken vor dem Bilde zurück, das ich zeichnete.

Der richtende Kiel des Schriftstellers soll die schlechten Könige brandmarken, dadurch ehrt er die guten. Alle nach der Reihe müssen sich endlich dem unbestechlichen Grabstichel unterwerfen, der ihre Laster oder Tugenden auf die Nachwelt bringt. Die verborgensten Winkelzüge ihres Charakters werden hervorgezogen an den Tag, welcher Schleier sie auch decke, alle ohne Unterschied müssen vor dem Richterstuhl der Menschheit erscheinen, die da ist und kommen wird.

Kein Tyrann, finster und grausam wie dieser, bestieg seit Tiberius den Thron. Philipp II. ließ das Schiff der römischen Kirche auf einer See von Menschenblut treiben. Einverstanden mit dem Inquisitionsgericht, dessen barbarische

Verfolgung in Flandern, Spanien, Amerika er beförderte, grausam von Natur und nach Grundsätzen, mußte er noch zugleich sein Vertrauen an zwei Kreaturen verschenken, die seiner vollkommen würdig waren, an den Kardinal Granvella und den Herzog von Alba. Beiden überließ er seine königliche Macht, denn beide waren wie er unmenschlich und unerbittlich.

Seine Absicht war, die furchtbare Gewalt, die er schon besaß, durch eine geistliche Monarchie zu verstärken, weil er wußte, daß sich die letztere über den ganzen Menschen erstreckte. Ebenso, wie die göttliche Regierung die ganze Schöpfung umfaßt, sollte der Despotismus des Glaubens ihm die ganze politische Welt unterjochen. Jeder Aufrührer wäre dann zugleich Ketzer, und jeder Ketzer würde als Aufrührer behandelt. Man hätte sich gegen den Monarchen vergangen, sobald man sich von der Formel seines Glaubens entfernte. Eine solche Tyrannei des Gewissens – die schlimmste aller schlimmen Regierungsformen – wollte Philipp in seinen Staaten errichten. Er wollte seine irdische profane Gewalt mit einem göttlichen Zepter vermählen.

Die kirchliche Regierung hatte schon seit einigen Jahrhunderten die Form der alten römischen angenommen. Ihre Maximen, von dem marktschreierischen Prunk der Zeremonie unterstützt, hatten eine verführerische blendende Außenseite, der Wille wurde gefesselt und alle Gewissen unter einem einzigen Gottesdienste vereinigt; dann freilich waren nur wenige Schritte zu einem einzigen Gesetz. Eben darum dachten auch schon mehrere Fürsten auf eine Wiedervereinigung der Monarchie mit dem Priestertum und glaubten, durch diesen Kunstgriff sich einer grenzenlosen Gewalt zu ver-

sichern. Aus keinem anderen Grunde gestand Philipp II., der es in Anschlägen dieser Art allen seinen Vorgängern und Zeitgenossen zuvortat, dem römischen Bischof die Unfehlbarkeit zu; er selbst wollte sich dieses Vorrecht in seinen Staaten anmaßen und mit dem heiligen Kreuz so gut als mit seinem Schwerte befehlen. Es lag ihm daran, jeden Widerspruch abzuschneiden, wo sein Vorteil im Spiele war; man sollte zittern, wenn er sein Kruzifix in die Hand nahm; der intoleranteste Pfaffe sprach aus dem Munde des unempfindlichsten Königs.

Notwendig mußte das einen Geist der Verfolgung entzünden, welcher bald in einen politischen Fanatismus überging. Dieses Gift verbreitete sich durch alle Adern der Regierung, alles war der Religionsmeinung untergeordnet und aufgeopfert. Wer sich unterstand zu denken, wurde hinweggeschafft, was nur den Geist der Untersuchung atmete, verdächtig gemacht und gebrandmarkt. Unnatürliche Ausschweifung einer Religion, die sich auf allgemeines Wohlwollen gründet!

Dieser schändliche Despotismus verunstaltete bald alle Zweige der Gesetzgebung und machte sie zugleich kleingeistig und grausam. Die Form des Gottesdienstes glich einer abgeschmackten lästigen Etikette, und dieser ewige Zwang mußte endlich die Heuchelei, eine Mutter so vieler Laster, gebären. Ein finsterer und grausamer Aberglaube verschlang das Licht der Vernunft und errichtete seinen Thron auf den Trümmern der Gewissensfreiheit. Dieses traurige Los traf alle spanischen Reiche – der Fanatismus legte in diesem weiten Erdstrich der Dummheit seine Pflanzungen an, und das Volk wurde zum Tier erniedrigt. Aber dennoch hinterging

der Erfolg die Erwartungen, die man sich von diesem Verfahren gebildet hatte. Der Mensch, von dem doppelten Joch der Sklaverei und der Dummheit belastet, schweift gern von einem Extrem zum anderen und geht von blindem Gehorsam zu zügellosen Empörungen über. So fand sich endlich Philipp II. gezwungen, die vereinigten Provinzen (der Niederlande) für einen unabhängigen freien Staat zu erklären, und mußte sich anheischig machen, ihren Handel hinfort weder in Indien noch in Amerika anzufechten.

Der Monarch, dessen Charakter ich jetzt entwerfe, besaß in Europa die Königreiche Spanien und beide Sizilien, die Niederlande, die Franche Comté und das Herzogtum Mailand; in Afrika Tunis, Oran, die canarischen Inseln und einen Teil des grünen Vorgebirges; in Asien die Philippinnen, die Sunda-Inseln und einen Teil der moluckischen; in Amerika die Reiche Peru und Mexiko, Neu-Spanien, Chile und beinahe alle Inseln, die zwischen dem festen Lande von Europa und Amerika liegen. Ungeheuere Besitzungen in der Hand eines Einzigen, und der auch nicht einmal den Namen davon verdiente!

Alles kam zusammen, diesen Monarchen zum größten der Welt und der Geschichte zu machen, hätte er seine furchtbare Überlegenheit auf die Seite der wahren Größe geschlagen. Aber die wahre Größe war es eben, wovon er nichts wußte. In einem Zeitraum von zweiundvierzig Jahren, worin er die Unterjochung von ganz Europa schmiedete, hatte er auch nicht einen Tag mit dem Glück der Menschheit bezeichnet. Überall Tyrann und Betrüger, überall Sklave des finstersten Aberglaubens, hielt er hartnäckig an jeder Gelegenheit, die sich ihm darbot, seine strafende Macht zu zeigen.

Er trachtete nach der Eroberung von Britannien, denn er
verabscheute alles, was frei war. Wär' es Dracke nicht ge-
lungen, hundert seiner Schiffe im Hafen von Cadix zu ver-
brennen, und hätte nicht ein wohltätiger Sturm jene furcht-
bare Flotte zerstreut, die mit dem Namen der unüber-
windlichen prahlte, so war dieser glückliche Freistaat aus
dem Globus vertilgt. Welcher Zuwachs seiner Größe, wenn
er auch noch dieses mächtige Reich mit seinen vielen Erb-
ländern hätte vereinigen können!

Ungeachtet der reichen Goldgruben in Amerika waren den-
noch seine Finanzen sehr oft in Unordnung und seine Reich-
tümer erschöpft. Er borgte von der Republik Genua, ja, so-
gar von seinen flämischen Untertanen, wirkte sich am römi-
schen Hof ein Privilegium über die Kirchengüter aus, und -
wer wird es glauben? - seine eigenen Truppen empörten
sich bei der Belagerung von Amiens, weil sie keinen Sold
erhielten.

Was setzte Philipp nicht in Bewegung, Heinrich IV. (König
von Frankreich) zu unterdrücken? Was für Maschinen ließ
er nicht spielen, die Aussöhnung dieses Prinzen mit dem
römischen Stuhl zu hintertreiben? Als ein Schwager der
letzten französischen Könige machte er sich Hoffnung, die
Krone dieses Reiches an seine Tochter Isabella zu bringen.
Frankreich kannte seinen Charakter und verschonte ihn auch
nicht. Noch zu seinen Lebzeiten pflegte man ihn mit dem
ägyptischen Pharao zu vergleichen, und ein Schriftsteller
drückt sich mit folgenden Worten über ihn aus: „Seht diesen
alten Satrapen, den Mörder seines Weibes und seines ein-
zigen Sohnes, wie einen zweiten Xerxes das Meer mit sei-
nen Schiffen bedecken, aber der Himmel zerschmetterte sie

an den Küsten von Schottland und Irland. Alter kindischer König, der mit einem Fuß schon im Grabe steht, im Grabe, worauf deine Staaten wanken und nur auf das Signal deines letzten Augenblickes lauern, ihr Joch abzuwerfen. Dein Reich ist nur ein zusammengestückelter Körper, dessen Fugen von einem kühnen Stoß auseinanderspringen."

Aber aller Verleumdungen ungeachtet, welche Haß und Eifersucht von ihm ausstreuten, blieb das Kabinett des Königs das gefürchtetste in der Welt. Im Besitz seiner amerikanischen und indischen Schätze, spielte er in Europa den Meister und behielt das Übergewicht bei jeder großen Verhandlung. Auch verließ er sich so sehr auf seine Entwürfe, daß er laut und öffentlich von seinem Paris, seinem Orleans sprach. Hätte er seinen Sieg bei St. Quentin zu verfolgen gewußt, so war es um Frankreich geschehen.

Das Haus Österreich war ehrgeizig, herrschsüchtig und stolz. Aber gemeiniglich verlor es im Kabinett die Zeit, die es auf dem Schlachtfelde benutzten sollte. Philipp II. war es ein Leichtes, die französische Monarchie zu zerstören, und doch hat er nur die Ligue zerstört; er besaß weder den Mut seines Vaters, noch Eduards. Die Eroberung von Portugal, wenn sie anders diesen Namen verdient, war der einzige Zuwachs, den die spanische Macht unter Philipp II. gewonnen hat.

Carl V. hatte der Welt ein außerordentliches Schauspiel gegeben, da er auf einmal dem kühnen Phantom einer allgemeinen Herrschaft entsagte, seiner ungeheueren Macht sich freiwillig entlastete und alle seine Kronen einem Sohne übergab, den er nicht einmal liebte. Merkwürdig war die Erscheinung, diesen mächtigen Souverän so viele königliche und kriegerische Geschäfte ohne Rückbehalt gegen Mönchs-

übungen vrtauschen zu sehen. Er beschloß seine erhabene Rolle mit einem gänzlichen politischen Tode, indem er sich vor den Augen der Welt in die Mauern eines Klosters begrub und für seine abgeschiedene Seele Messen absingen ließ, gleichsam als hätte er aufgehört zu sehen. Und doch fehlte noch etwas, sein Leichenbegängnis vollkommen zu machen - eine Stimme der Wahrheit, welche nach dem Tode sonst zu erschallen pflegt.

Carl V. tat stets das Gegenteil von dem, was er auf's Heiligste zusagte. Zweideutigkeit war die Basis seines Charakters. Von jener erstaunenswürdigen Entsagung der Krone bleibt der wahre Beweggrund noch immer ein Rätsel. Aber kaum hatte er die Begräbnisfarce gespielt, als ihn dieser Schritt schon gereute. So wie Philipp Besitz von der Regierung genommen hatte, achtete man Carl's nicht mehr. Von seinen Untertanen vergessen, lebte er mitten unter ihnen wie in einem fremden Lande. Hofleute sah er nicht mehr; für sie war nichts bei ihm zu gewinnen. Seine Diener zu belohnen, hatte er sich eine kleine Summe vorbehalten; Philipp war undankbar genug, mit der Auszahlung zu zögern. Vormals Beherrscher so vieler Königreiche, war er jetzt ohne Geld; wandelte mit dem Brevier in der Hand in einem einsamen Kloster umher, geißelte sich jeden Freitag in der Fastenzeit - ein Kaiser, wie dieser - welch' ein Schauspiel für die Welt!

Indessen war es eine feierliche und sogar rührende Handlung, als er die Regierung niederlegte. Er schloß seinen Sohn in die Arme und sagte zu ihm: „Nur deine Sorgfalt für das Glück deines Volkes kann meine Zärtlichkeit belohnen. Möchten deine Kinder es wert sein, daß du dereinst

für einen unter ihnen eben das tun könntest, was ich jetzt für dich tue."

War Carls Seele wirklich über den Thron erhaben oder ließ er sich bloß von einer vorübergehenden Laune hinreißen? – Es fehlt hierüber nicht an Vermutungen, aber die wenigsten sind befriedigend. Vor ihm war niemand auf den Einfall gekommen, seine eigenen Exsequien zu feiern. Während der Leichengesänge, die man um ihn her anstimmte, erkältet er sich in dem bleiernen Sarge, und starb, noch in eben dem Jahre, an den Folgen dieser Erkältung.

Carl war intolerant gewesen, hatte sich durch Verfolgungsgeist seinem Zeitalter schrecklich gemacht. Jetzt wollte er in seinem Kloster zwei Uhren so stellen, daß sie nie von einander abwichen, und kam nicht damit zustande. Da entwischte ihm jener Ausruf: „Und doch sollen zwei Menschen nie in ihrem Glauben voneinander abgehen?" –

Philipp erbte die Vorurteile seines Vaters, und sein despotischer Stolz trieb ihn an, das ganze Menschengeschlecht seinem Glauben zu unterwerfen. Dies war ein Hauptzug seines Charakters. Kaum hatte er den Thron bestiegen, als er den Beichtvater seines Vaters in effigie (im Bild) verbrennen ließ, und es fehlte wenig, daß er nicht selbst Carl für einen Ketzer erklärte und sein Andenken lästerte. Ein solcher Aberglaube, war er die Eingebung seines Herzens oder des Charakters seiner Nation?

Der mächtige Carl ging damit um, Maximilians und Ferdinands Pläne auszuführen, und sein Glück zu einem Gipfel zu erheben, der ganz Europa überschatten sollte. Aber für einen solchen Ehrgeiz war er nicht kriegerisch genug. Der anhaltende glückliche Erfolg seiner Unternehmungen

wurde nicht von ihm benutzt; seine Kriege wurden zu oft unterbrochen.
Er untergrub die Grundpfeiler seiner angeerbten Macht durch den Staatsfehler, daß er die Unterjochung des Deutschen Reiches für den ersten Schritt zur allgemeinen Monarchie ansah. Dieser Irrtum zerteilte seine Kraft, und die Eilfertigkeit, seinen Bruder zum römischen König wählen zu lassen, war vielleicht in der Folge die vornehmste Ursache von Europens Befreiung. Auch das Deutsche Reich erholte sich wieder unter einem weniger drückenden Joche.
Ein Glück war es, daß die Kaiserkrone nicht ebenso von Carl abhing, wie der Besitz seiner erblichen Staaten. Er würde seinem Sohne seine ganze Macht überlassen haben; und schon reute es ihn, daß es sein Bruder war, der den Titel eines römischen Königs bekommen hatte. Vergebens hatte er sich bemüht, ihn durch die listigsten Anerbietungen zu bewegen, sich seines Rechts zu begeben. Er hatte alles angewandt, die Reichsstände zu gewinnen. Aber von jeher für die Erhaltung ihrer Freiheit besorgt, fürchteten sie auch jetzt ein zu mächtiges Oberhaupt, das ihnen gefährlich werden könnte. Durch diese Hindernisse und durch die Widersetzlichkeit seines Bruders ermüdet, überließ ihm endlich Carl wider Willen das Deutsche Reich.
Dies war der Zeitpunkt, da das Haus Österreich Europa in Schrecken setzte. Richelieu sah die Größe der Gefahr in der Zukunft voraus, und aus diesem Gesichtspunkte kann er für den Wohltäter mehrerer europäischer Nationen angesehen werden. Philipp träumte, so gut wie Carl, von einer Universalmonarchie, nur hatte diesen die Lage seiner Staaten mehr bei seinen Absichten begünstigt. Das Haus Österreich

hatte damals den höchsten Gipfel von Größe und Macht erreicht. Die alten Untertanen waren treu und im Kriege geübt; Spanien bereicherte sich mit den Schätzen der neuen Welt; die Niederlande waren für Frankreich und Deutschland gleich fruchtbar; und die Religion, damals die Quelle der heftigsten Unruhen, gab bald einen Vorwand, die einzelnen Staaten des Reiches zu entzweien und zu schwächen, bald sie wieder zu vereinigen.

Die spanische Monarchie verlor viel von ihrem Ansehen unter Philipp II., weil er sein Land erschöpfte, um die burgundische Erbschaft zu erhalten, und weil jene allgemeine Triebfeder, die unter seinem Vater die ganze Masse seiner Macht in Bewegung gesetzt hatte, unter ihm erschlafft war. Philipps Politik war künstlich, aber untätig. Dieser Dämon im Süden, wie man ihn nannte, war mehr damit beschäftigt, den Samen von Unruhen und Streitigkeit in ganz Europa auszustreuen, als diese selbst zu benutzen. Überzeugt von dem Einfluß des Papstes und der Religion, wußte er ihn durch den Schein einer eifrigen Anhänglichkeit an sein Glaubensbekenntnis sich zu eigen zu machen. So wurde er der Verteidiger und Rächer aller katholischen Glaubensgenossen, nötigte den Papst, ihm seine Macht zu übertragen, und herrschte durch Vorurteile wie durch Waffen.

Daher jene wütenden und unaufhörlichen Ausbrüche von Bigotterie. Und doch führte er gewöhnlich seine Entwürfe mit solcher Langsamkeit aus, daß ihm selbst Mangel an Klugheit nicht hätte nachteiliger sein können. Spanien hatte es bloß den Fehlern seiner Feinde zu danken, daß es nicht noch mehr verlor. Mußte nicht Philipp, trotz seines Stolzes, Heinrich IV. um Frieden bitten? Verlor er nicht Tunis und

Goulette? Und was vermochte er gegen die vereinigten Niederlande, was gegen England, so sehr er es bedrohte? Oft verschwendete er seine Zeit mit unbedeutenden Gegenständen, wenn ihn die günstigsten Umstände aufforderten, seinem Glück einen neuen Schwung zu geben. Eine Zänkerei unter Geistlichen beschäftigte ihn ebenso ernstlich wie die Ligue von Frankreich. Die Errichtung eines Mönchsklosters war ihm so wichtig als der Erfolg einer Schlacht. Der Wille der Päpste war ihm ein heiliges Gesetz, und gegen die Reformierten war er so aufgebracht, daß er Ruhe und Ehre der Begierde, sie auszurotten, aufopferte. Selbst seine Feinde unterstützte er, wenn sie nur im geringsten den Protestanten zuwider zu sein schienen und das Glück einer Nation, die er als Nebenbuhlerin haßte, war ihm erwünscht, wenn nur der Ketzerei dadurch Abbruch geschah.

Den Glauben an die Untrüglichkeit des Papstes behauptete er selbst zuerst oder wollte ihn wenigstens bei anderen allgemein machen. Seine Politik war es unstreitig, dieses geheiligte Vorurteil gegen seine Feinde zu benutzen, und es daher gegen alle Zweifel zu sichern.

Kein Jahrhundert ist durch größere Verbrechen und durch größere Begebenheiten ausgezeichnet, als das sechzehnte. Welchen Fürsten mußten damals die Menschen gehorchen? Katharina von Medici, Carl IX., Heinrich III., Philipp II., Christian II., Heinrich II.; die ränkevollen und grausamen Päpste nicht einmal zu rechnen.

Der Protestantismus war der Widerstand, welchen die Deutschen Kreise der Übermacht Carl V. entgegensetzten. Aus einem theologischen Streite machte man ein Bollwerk gegen die Tyrannei. Und nach diesen Begriffen nur wird

man sich überzeugen, wie es einen Fürsten geben konnte, welcher der Inquisition befahl, alles auszurotten, was nicht an die Transsubstantiation (Inhalt der katholischen Abendmahlslehre) glaubte. Aber freilich mußten auch die Völker, die man um diesen Lehrsatz so hart verfolgte, aus allen ihren Kräften entgegenwirken. Die Protestanten wuchsen unter den Streichen wieder auf, womit man sie niederdrücken wollte.

Elisabeth (Königin von England) war die Urheberin ihrer Freiheit, und dies ist ihr schönster Lorbeer in den Augen der Nachwelt. Von Liebe zum wahren Ruhme, Toleranz und Standhaftigkeit geleitet, betrat Elisabeth den Weg der Ehre, und ihre weise Regierung gab England einen mächtigen Einfluß.

Als Holland und Seeland, der Tyrannei Philipps II. überdrüssig, sich unter die Oberherrschaft der Elisabeth begeben wollten, antwortete sie den Gesandten, die ihr den Antrag taten, sie hielte es nicht für schön noch anständig, sich fremden Eigentums zu bemächtigen, und fügte hinzu: Holland habe Unrecht, der Messe wegen so viel Verwirrung anzurichten. Aber nachdem sie so gesprochen hatte, wußte sie auch als Fürstin zu handeln. Sie erriet, daß die Neuerer in Europa die Stützen einer Freiheit werden würden, welche der römische Hof und das Haus Österreich zu vernichten strebten.

Man will behaupten, daß Elisabeth das Völkerrecht verletzte, indem sie die Niederlande unterstützte, daß sie nicht berechtigt war, sich in diesen Streit zu mischen und sich zum Richter über die Ungerechtigkeit Philipps gegen die Niederländer aufzuwerfen. Aber dies ist ein Trugschluß. Die Staaten hängen so gut zusammen, als die einzelnen Menschen.

Politik und Menschlichkeit erfordern, daß ein Unrecht, welches einer Nation zugefügt wird, von allen andern bemerkt und geahndet werde. Das Interesse der großen Gesellschaft will es augenscheinlich, daß man die Grundgesetze eines Staates nicht ungestraft verletzen lasse; die große Gesellschaft darf bei den überlegten Beleidigungen eines blinden oder unbändigen Tyrannen nicht untätig bleiben; das gemeinschaftliche Interesse muß alle Regungen der politischen Körper bestimmen; die europäische Gesellschaft hat keinen anderen wesentlichen Zweck.
Wie? Eine ganze Nation sollte mit ruhigem Auge das Blut ihrer Nachbarin unter wahnsinnigen und barbarischen Launen fließen sehen? – Sobald die Gesetze der Menschheit verletzt werden, tritt alles in das ursprüngliche Recht zurück. Einem unterdrückten Volke beizustehen und großmütig aufzuhelfen, das ist die Aufforderung der Natur – eine mächtige Aufforderung, welche mit den Grundgesetzen der natürlichen Freiheit übereinstimmt, und allen Nationen wechselweise zugute kommen kann, weil hier die Sache der Völker gegen die Sache einiger Fürsten in Anschlag kommt.
Ein Staat, der bei den wichtigen Unglücksfällen seiner Nachbarn sich ausschlösse, der gegen ihre Seufzer taub bliebe und alles übersähe, was nicht sein besonderes Interesse verletzte, ein solcher Staat würde seinen Anspruch auf die Vermittlung oder den Beistand einer angrenzenden Macht, dieses uralte und heilige Recht unglücklicher Völker, verlieren; die Unterdrücker würden auf Erden nie aussterben, denn sie könnten mit Muße die Vorrechte des gesellschaftlichen Vertrages übertreten, indem sie der Schranken der lebendigen Gesetze spotteten.

Freilich wird der Despot Rebellion ausrufen, sobald sich der geringste Seufzer hören läßt. Aber jeder wahre Fürst, jedes edle Volk wird der Nation beispringen, die einem eisernen Joch unterliegt oder ein Raum der Anarchie wird. Er wird den Mut haben, die Gesetze der Natur geltend zu machen, er wird nicht zugeben, daß ein übermütiger Monarch oder ein aufrührerisches Volk der öffentlichen und besonderen Ruhe drohe. Die kleine heimliche Politik ist trügerisch und hat den Charakter der Unempfindlichkeit, aber das große Interesse der Menschheit, in dem unermeßlichen Umkreise vergangener und zukünftiger Zeiten erblickt, schafft der Seele Licht und täuscht sie niemals.

Das Beispiel der Schweiz und Hollands hat glücklicherweise die Grundsätze in der Geschichte anschaulich gemacht und erwiesen. Heinrich IV. tat für die helvetischen Kantons, was Elisabeth für die vereinigten Provinzen getan hatte.

Und wollte Gott, daß der unbändige Philipp von seinen Nachbarn in Zaum gehalten worden wäre! Erlaubte er sich in Paris einen mächtigen Anhang zu unterhalten, um Frankreich besser zu schaden, so war man berechtigt genug, seine elenden Untertanen den glühenden Scheiterhaufen der Inquisition zu entreißen und dem heiligen Blutdurst zu wehren, welcher das unzählbare Heer seiner Henker bewaffnete, die auf Alba's Stimme von Stadt zu Stadt herumstreiften und mit hohnsprechender Grausamkeit Ströme von Blut vergossen. Seine Henker folgten seinen Kriegern auf dem Fuße nach.

Philipp machte sich zum Generalissimus des Papstes, und dieses Mittel wandte er an, um nach und nach alle Rechte umzustoßen, die seinen Götzen, den Despotismus, einschrän-

ken konnten. Er warf sich zum Monarchen der Kirche auf, und erbte in der Tat die furchtbare Gewalt der Päpste. Pius V., von niedriger Geburt, verstand sich mit ihm, begünstigte seine Pläne und zeigte sich als den eifrigsten Verfolger der Protestanten. Der spanische Monarch hielt den Calvinismus für die Sekte, die am besten zu der Verfassung freier Staaten paßte, und er war entschlossen, eine Reformation von Grund aus zu zerstören, die sich nicht mit der Monarchie vereinigen ließ, wo die Grenzen der Macht unbestimmt sind.

Freilich waren es Menschen von niedrigem Stande gewesen, die den Calvinismus eingeführt hatten, und diese sind immer auf einen Luxus neidisch, von welchem sie sich ausgeschlossen finden, und einer Gewalt feind, deren Gewicht sie mehr fühlen als die Reichen. Der Katholizismus dünkte ihnen die Seele der Tyranei und in dem Umsturz der römischen Übermacht hofften sie das Ende ihrer Sklaverei. Was das Gepräge der Pracht trug, erbitterte sie, weil ihre Umstände ihnen jeden Genuß der Reichen verwehrten. Darum entrissen sie den Tempeln ihre Zieraten und der Religion ihren Glanz.

Ihre Strenge und vorzüglich ihr Entwurf, jeden Unterschied des Ranges aus der Gesellschaft zu verbannen, mußten die Großen gegen sie aufbringen. Ihre Meinungen, welche dem Ansehen sowohl als den Vergnügungen der Fürsten Abbruch taten, mußten den heftigsten Widerstand von Seiten der reichen und unbeschränkten Monarchen erfahren. Auch hätte Philipp denen, die er Rebellen nannte, alles bewilligt, bis auf die Gewissensfreiheit. Diese, sagte er selbst, würden sie nie von ihm erhalten, wenn er auch seine Krone auf's Spiel

setzen müßte. Er sah diese Gewissensfreiheit als die Zerstörung seiner politischen Grundsätze an.

Während die Inquisition alles vertilgte, was unglücklich genug war, nicht zu glauben, daß Gott Brot, daß Gott Wein sein könnte, war ihre Absicht eben nicht, die Menschen zu diesem Glauben zu zwingen. Aber sie wollte die Besitzungen der Geistlichen in unverletzlicher Achtung erhalten; sie stellte die Mysterien zur Wache über ihr angemaßtes Eigentum. Dem Ehrgeiz der Priester war es von der höchsten Wichtigkeit, daß die Worte Ketzerei und Rebellion verwechselt würden. –

Elisabeth, welche jene geteilte Macht für eine verlorene hielt, war sehr entfernt, Philipp II. ihre Hand zu geben. Wie hätte sie, die so fest an ihren Grundsätzen hing, den Sohn des mächtigen Carl neben sich auf dem Thron sitzen lassen? Auch hätte sie sich mit diesem Fürsten nicht vermählen können, ohne um eine Dispensation bei dem Papst anzusuchen; durch diesen Schritt aber würde sie die Gewalt des Papstes anerkannt haben. Man sieht, daß alles zusammenkam, den Calvinismus zu begünstigen.

Frankreich selbst würde ganz protestantisch geworden sein ohne die unvorsichtige Heftigkeit, zu welcher ihr Eifer die Reformatoren verleitete. Ihr Trotz während des Colloquiums (Aussprache) zu Poissy, ihre wenig politische Unbiegsamkeit entzog ihrer Lehre den Ruhm, ein ganzes Reich eingenommen zu haben, und muß ihnen noch heute gereuen. Denn welche Reihe von glücklichen Vorfällen müßte auf einen so wichtigen Fortschritt gefolgt sein!

Während dieser Streitigkeiten hatte die scholastische Theologie, dies vielköpfige Ungeheuer, die Alleinherrschaft über

die Welt. Sie predigte jene frechen Sätze, welche die Vernunft schrecken und niederdrücken. Sie überlieferte die Menschen irdischen Flammen, und damit noch nicht zufrieden, ließ sie die Scheiterhaufen der Inquisition bis in die Ewigkeit fortdauern. Kein tröstendes Licht über die Rechte der Menschen, weder in bürgerlichen, noch in politischen Verhältnissen. Alles, bis auf die Geschichte und die schönen Wissenschaften, trug das finstere Gepräge der Schule, alles unterlag einem überall verbreiteten Geist von Wut, von Intoleranz und von theologischem Geschwätz. Mit verbundenen Augen in eine Mönchskutte verhüllt, die Fackel in der Hand, streifte der Fanatismus durch Europa.
Philipps Ehrgeiz und Barbarei machten die Finsternis noch dichter. Er legte es darauf an, dem Menschen seine unverletzbarsten Rechte zu entreißen und alle Pflichten, alle Tugenden, alle Kenntnisse zu vertilgen.
Dieser schreckliche Monarch, der gleich dem Papst Anspruch auf die Untrüglichkeit machte, hatte dem Protestantismus den Untergang geschworen und ließ den Prinzen von Oranien, den er von dem Interesse der Niederlande nicht hatte abziehen können, durch einen Meuchelmörder umbringen. Schon war Egmonts und Hoorns Tod das Signal zu der Hinrichtung achtzehn anderer Edelleute gewesen, welche durch eine besondere Kommission verurteilt worden waren. Aber gibt es in der Geschichte, selbst der römischen Kaiser, ein abscheulicheres Denkmal als Philipps Achterklärung gegen den ersten Statthalter von Holland? Wer kann ohne Schaudern die folgenden Worte lesen? „Wir versprechen auf unser königliches Wort und als ein Diener Gottes, wenn sich jemand findet, der edel genug ist, die

Welt von dieser Pest zu befreien und ihn Uns tot oder lebendig zu überliefern oder ihm das Leben zu nehmen – diesem 25000 Kronen zu bezahlen; und wenn er auch ein noch so großes Verbrechen begangen, so versprechen wir ihm Unsere königliche Begnadigung, und wenn er noch nicht adlig ist, versetzen Wir ihn und alle, die ihm darin helfen und beistehen, in den Adelstand." – In den Adelstand! Und seinerseits wetteiferte Alba mit seinem König in der Grausamkeit; er rühmte sich, daß er achtzehntausend seiner Mitbürger auf dem Schafott habe sterben lassen.
Die Bartholomäusnacht (die Niedermetzelung von 50000 Menschen in Frankreich) wurde mit Freudenbezeugungen an Philipps Hof gefeiert, während das ganze Europa in Trauer über diese schreckliche Begebenheit versunken war.
Aber die aufrührerischen Niederländer, die man damals Bettler nannte, legten durch ihren Mut den Grund zu einem mächtigen Freistaat. Sie gaben einen Beweis, daß einem Wollen nichts unmöglich ist, welches sich fest vorgesetzt hat, entweder frei oder nicht mehr zu sein. Die Inquisition, welche in der Nähe die Neuerer zerschmetterte, half in der Ferne den Lutheranismus verbreiten, und der Haß, den man gegen die Bischöfe hatte, oder vielmehr Philipps eiserne Rute förderte diese Revolution, die Europa zum Erstaunen zwang.
Was waren die Holländer in der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts? Ihre schnellwachsende Größe ist vielleicht die bewundernswürdigste Begebenheit in der neueren Geschichte. Ein Haufen Matrosen und Fischer, Bewohner eines sumpfigen Landes, kämpfen mit dem Meere, das sie zu verschlingen droht, und wehren sich gegen die besten Krieger in

Europa, die Spanien mit dem Golde von Mexiko und Peru besoldete.
Tollkühnheit mußte es scheinen, daß sie ihrem furchtbaren Herrn zu widerstehen hofften. Aber eine unüberwindliche Beharrlichkeit ersetzte bei ihnen die wirklichen Kräfte. Gezwungen, auf sich selbst allein Rechnung zu machen, sahen sie sich durch ihre Unermüdlichkeit im Handel endlich in Stand gesetzt, Spanien seine Schätze und Besitzungen zu entreißen; und Spanien, trotz seinen amerikanischen Bergwerken, fand sich endlich erschöpft.
Was erreichte er durch so viele Grausamkeiten, Ränke und Kriege, dieser Despot, der mächtigste Monarch in Europa? Er machte seine Staaten arm, und nachdem er die amerikanischen Bergwerke erschöpft hatte, hinterließ er eine Schuld von 140 Millionen Dukaten. Eine blinde Hartnäckigkeit verleitete ihn zu einer Reihe von politischen Fehlern. Er hatte Holland von seinem Vater ererbt; er konnte ruhig über dieses Volk herrschen. Aber er brachte es auf, er zwang, sozusagen, die Niederländer zur Empörung. Nachdem er den unsinnigen Plan ausgebrütet hatte, Frankreich und England zu unterjochen, nachdem er die Aufrührer der benachbarten Nationen unterstützt und jeden Zwiespalt genährt hatte, mitten in dem Wahn, daß die Künste seiner Politik ihm alles unterwerfen müßten, hatte er den Schmerz, die Staaten von Brabant, Flandern, Seeland, Holland und Friesland sich einer fremden Herrschaft antragen zu sehen. Er sah diese Bettler, die eine hölzerne Schale als spöttisches Attribut hatten, seiner Macht trotzen und verlor ein Land, das heutzutage reicher ist, als alle spanischen Herrschaften, das 1710 die Gewalt hatte, den Thron seiner ehemaligen

Tyrannen durch Gefallen zu vergeben und den Spaniern einen König zu ernennen.

Ein großes Beispiel! Die Generalstaaten, im Haag versammelt, erklärten feierlich Philipp II. für verlustig der Souveränität, weil er die Vorrechte der Völker verletzt hätte.

So gewann sein Ehrgeiz dabei nichts, daß er Europa in Aufruhr gebracht hatte. Dürftigkeit und Elend schändeten ein Land, wo er vergebens ungeheuere Reichtümer verschwendet hatte, um den Sektierern das Joch der römischen Kirche aufzuzwingen.

Aber wenn wir auch seinen Despotismus und seine Barbarei verabscheuen, müssen wir doch den Talenten, die er wirklich besaß, Gerechtigkeit widerfahren lassen. Er hatte die weise Politik, in Spanien selbst Frieden zu erhalten; er wußte seine Minister zu wählen, er bildete sie selbst.

Auch kann man ihm tiefe Menschenkenntnis nicht absprechen. Er studierte sorgfältig den Charakter seiner Minister, bevor er sie in Tätigkeit setzte. Seine Aufmerksamkeit war unermüdet in diesem Stücke, und sicher ist die Kunst, den Gehalt der Menschen zu ergründen, deren man sich bedient, das erste Talent bei einem Fürsten. Aber da man seine tyrannische Hartnäckigkeit kannte, handelten seine Minister nach seinen eigenen Grundsätzen und suchten ihm ähnlich zu sein.

Indessen hatte er eine übertriebene Gefälligkeit gegen den Herzog von Alba, der unter dem äußern Schein der Ruhe die grausamste Seele verbarg. Diese Gefälligkeit kostete ihm die sieben vereinigten Provinzen.

Keine Farben sind stark genug, Alba's unersättlichen Blutdurst zu schildern. Er sprach allen Gesetzen Hohn und hinterließ überall die blutigen Fußstapfen seiner unseligen Gewalt.

Aufmerksamkeit und Wachsamkeit bezeichneten diesen Monarchen in einigen Teilen der Staatsverwaltung. Sein Rat mußte in seiner Gegenwart die Vorteile und die Gefahren einer Unternehmung auseinander setzen. In zweifelhaften Fällen nahm er die Meinungen schriftlich an; er überdachte sie reiflich und vereinigte die entgegengesetzten Parteien. Aber wenn von den Ketzern die Rede war, dann stieß er alle Gesetze um; gegen diese gährte ein unauslöschlicher Haß in seiner Seele.

Indessen findet man in seinem Leben eine Menge widersprechender Züge, die den Maler niederschlagen. Der Erzbischof von Toledo hinterließ, als er starb, eine Million Taler für fromme Legate. Diese Million eignete sich Philipp zu, indem er durch ein paar Doktoren ohne Pfründen entscheiden ließ: er, als Vater der Armen, sei der Erbe dieses Prälaten. Auch war seine Achtung gegen die Geistlichkeit nicht so groß, daß er sie nicht zu bestrafen gewußt hätte, wenn er durch sie beleidigt war. Er ließ ohne Anstand einige zwanzig Prediger aus allen Orten aufhängen, weil sie in Portugal gepredigt hatten: er sei im unrechtmäßigen Besitz der Krone; und er hatte sogar Gregor XIII., der sich zum Schiedsrichter dieses Streites aufwerfen wollte, geantwortet, daß seine Rechte nur seinem Schwerte unterworfen wären. So schonte er die Priester seiner Kirche nicht, wenn sein Eigennutz oder sein Stolz im Spiele war; und dies muß sehr viel Licht auf seine Politik werfen, die den Schein und die äußerlichen Mummereien seiner Religion beibehielt, um mit unvergleichlicher Klugheit die zeitliche Gewalt desto besser an sich zu reißen.

Diese Heuchelei, diese Strenge, diese Grausamkeit spricht

auch aus dem Privatleben dieses Fürsten. Seine Seele war dem Mitleide unzugänglich. Ungeachtet seines Ranges fand er Vergnügen daran, den Todesmartern der unglücklichen Schlachtopfer der Inquisition zuzusehen, und er versicherte, daß er selbst bereit sein würde, des Henkers Stelle zu ersetzen, wenn es an einem fehlen sollte. Er schien - schaudernd schreib' ich es nieder, und doch ist es ein historisches Faktum -, er schien sich an dem Rauchen des Blutes dieser Märtyrer zu ergötzen; und bei diesen zermalmenden Schauspielen ließ er noch besoldete Spione herumgehen, welche auf die unwillkürlichen Regungen des Mitleids in den Augen der Zuschauer lauerten; und wehe dem Unglücklichen, in welchem die Natur erwacht war! Er wurde dem Arm der Inquisition ausgeliefert.

Ein einziges Mal sah man ihn unter den Waffen. Es war den Tag, als St. Quentin im Sturm erobert wurde. Aber an eben diesem Tage war seine Furcht so groß, daß er gelobte - im Fall er davonkäme - ein prächtiges Kloster zu Ehren des heiligen Laurentius zu errichten. Er baute noch eine Kirche und einen Palast dazu, und diesem Gelübde hat das Eskurial sein Dasein zu verdanken. Es scheint, daß er bei dieser Gelegenheit noch ein zweites, aber im Herzen, ablegte, sich nie wieder bei einer Schlacht zu befinden.

Zu seinem Stolze gesellte sich noch Eitelkeit; man durfte nicht anders als knieend mit ihm sprechen. Selbst die Teilhaber seiner Grausamkeiten zitterten vor ihm, und der treueste Diener seiner königlichen Schandtaten, der Herzog von Alba, der einst unangemeldet in das Kabinett des Monarchen getreten war, mußte von ihm die durchbohrenden

Worte hören: „Eine Frechheit, wie die Eurige, verdiente das Beil!"
Er setzte seinen Fuß nie auf Gräber, weil man über der Grabschrift zuweilen ein Kreuz findet. Durch diese frömmelnden Mummereien schläferte er sein Gewissen ein. Er ließ über 50000 Protestanten umbringen, und seine Kriege kosteten ihm, nach seinen eigenen Geständnissen, 564 Millionen Dukaten.
Ungeachtet seines Eifers für die Lehrsätze der katholischen Religion hatte er verschiedene Maitressen. Er lebte im Ehebruch mit Anna von Mendoza, deren Gemahl er als Diener seiner Vergnügungen brauchte. Seine ganze Freigebigkeit teilte sich zwischen den Klöstern und seinen Concubinen. Übrigens wandte er alles an, um seine natürlichen Töchter allen Augen zu verbergen. Er begrub sie lebendig in Klöstern, und seine tiefe Heuchelei ließ es ihm nie an Kunstgriffen fehlen, seine Laster zu bemänteln.
Dieser Monarch kam an die Regierung in dem schönsten, ruhmvollsten Zeitpunkte Spaniens, da der Stolz seines Volkes es über alle anderen Völker erhob. Aber Philipp II. vergaß seine Stärke und verschwendete an spitzfindige Unterhandlungen, an Intrigen, die einander ewig durchkreuzten, eine wahre und ausgebreitete Macht. Diese unbeständige, hin- und herschwebende Politik schickt sich für kleine Republiken, für eingeschränkte Staaten. Aber große, wichtige Reiche müssen diesen Kunstgriffen entsagen; kühne Gedanken allein und die Gewalt der Waffen müssen sie zu ihrem Zwecke führen.
Die Verstellung ist freilich einem Fürsten zuweilen nötig; die Leidenschaften um ihn herum sind zu heftig, als daß er

ihnen immer offen entgegenwirken könnte. Aber Philipp II. übte Betrug, nicht Verstellung. Er war für diesen großen Zeitpunkt nicht geboren. Spanien brauchte einen tiefblickenden Geist; Philipps Geist war bloß verschlagen.

Er war es, der den Gebrauch, Spione zu besolden, welche sich in die verborgensten Intrigen zu schleichen wußten, zu einem Teil der Regierungskunst machte. Diese unruhige, kleine Neugierde ziemt einem großen Fürsten nicht. Die verborgenen Handlungen der Menschen gehen ihn nichts an; er darf nur Fälle bemerken, die der Ruhe des Staates drohen.

Eine große Begebenheit in seinem häuslichen Leben zieht noch jetzt die Neugier der Welt auf sich. Von dem Verbrechen, daß er seine Gemahlin vergiftet haben soll, sprechen ihn viele Geschichteschreiber frei und versichern, daß Elisabeth über dem Kummer starb, den ihr Don Carlos Tod verursachte. Nichts ist aber gewisser, als daß Philipp Mörder seines Sohnes war. Er lieferte ihn dem Haß der Inquisition aus, und Philipp und die Inquisition waren eins. Dieser Monarch, dessen blutige Regierung vierundvierzig Jahre gedauert hatte, starb ruhig in dem Alter von vierundsiebzig Jahren. Zwei Tage vor seinem Tod sah er die Himmel offen. Er blieb bei einer schrecklichen, langwierigen Krankheit standhaft und unerschüttert; er empfing das heilige Sakrament vierzehnmal, eh' er den Geist aufgab; sein Gewissen warf ihm nichts vor.

Wer möchte es wohl wagen, über die Frömmigkeit dieses Königs ein Urteil zu fällen? Sollte es möglich sein, daß er wirklich ein rechtschaffener Mann war? Wäre das, so war seine fromme Raserei freilich unheilbar, aber dann ver-

dienen seine ungeheueren Maximen unseren Unwillen mehr als unsere Abscheu. Doch ist es mehr als zu wahrscheinlich, daß er sich der Religion nur als eines Schleiers bediente, seine unrechtmäßigen Handlungen in dieser heiligen Hülle vor den Augen der Welt zu verbergen.

- - - - -

Im Abrégé chronologique de l'histoire d'Espagne findet sich folgender Abriß von Philipp II., dessen Mitteilung dem Leser nicht unangenehm sein wird:

„Er war von mittelmäßiger, aber wohl proportionierter Statur - von breiter Stirn, blauen Augen, standhaftem Ansehen und einer ernsthaften gravitätischen Miene. Religionseifer, Stolz und Härte machten die Grundzüge seines Charakters aus. Er würde mit kaltem Blut und mit Gelassenheit die Ketzer bis auf den letzten Mann ausgerottet haben. Um die Staatsangelegenheiten bekümmerte er sich so sehr, als ein Fürst nur tun konnte; er ging auf die geringsten Kleinigkeiten der Verwaltung ein. Er setzte aus seinem Kabinett alle Triebfedern der grausamsten Staatskunst in Bewegung, er wollte für sich allein, ohne Bundesgenossen, handeln. Er war undurchdringlich, mißtrauisch, voll Verstellung und Rachsucht; er achtete nichts, sobald es auf die Ausführung seiner Anschläge ankam. Nichts schreckte ihn - er schien über alle Vorfälle erhaben und hörte glückliche und unglückliche Zeitungen mit der nämlichen ernsten Gelassenheit an. Seine Schwärmerei war kalt; er wollte nur eine Leidenschaft - den Schrecken einflößen. Seine Befehle waren wie die Aussprüche des Schicksals, die ohne menschliche Kräfte vollstreckt werden und unwiderruflich sind. Das Blut seiner Untertanen ließ er stromweise fließen,

die Flamme des Krieges verbreitete er über alle benachbarten Staaten; stets war er bewaffnet, seine Untertanen oder Feinde zu schlagen. Selbst sein Sohn, der damals einzige Erbe seiner Staaten, konnte sein unbeugsames Herz nicht bewegen. Wenn die Beleidigung geschehen war, so war die Strafe notwendig. Nie schmeckte er die Wollust: zu vergeben; in einer zweiundvierzigjährigen Regierung genoß er die Süßigkeit des Friedens auch nicht einen Tag. Seine Minister, seine Generale, seine Günstlinge näherten sich ihm nicht anders als zitternd, redeten nicht anders als knieend und mit der größten Behutsamkeit mit ihm. Er forderte dieses ernsthafte Ansehen auch von seinem Volke. Das schreckliche Inquisitionsgericht wachte unaufhörlich, jene unschuldige Freude, die den Reiz der Freiheit ausmacht, aus seinen Staaten zu verbannen. Er besaß alle Eigenschaften eines großen Staatsmannes - einen lebhaften Geist, ein erstaunliches Gedächtnis, eine unermüdete Arbeitsamkeit; er wußte die Menschen vollkommen zu beurteilen und nach ihren Talenten zu gebrauchen. Er war gerecht, großmütig, an seinem Hofe prächtig, in seinen Anschlägen beherzt, in ihrer Ausführung unerschüttert. Seine unbeugsame Strenge brachte die Niederlande zum Abfall - er schwächte seine Staaten durch Vertreibung der Mauren und durch sein barbarisches Verfahren gegen die Ketzer. Die Schätze der neuen Welt und seine Einkünfte mußten seinem Hasse und seiner Rache dienen, und seine Politik machte nur Elende. Mit weit geringerer Bemühung, Geist und Gaben würde er mächtiger, reicher, größer, mehr geehrt und geliebt worden sein, hätte er nur jene sanften Tugenden besessen, die einen guten König vollenden."

MAXIMILIAN

HERZOG VON BAYERN UND KURFÜRST

Maximilian war einer von den wenigen Fürsten, die den Anfang und das Ende des Dreißigjährigen Krieges erlebten. Drei Jahre vor seinem Tode war das Friedensgeschäft vollendet worden, und es hat etwas Rührendes, daß von allen kriegführenden Teilen er der erste war, der die Waffen niederlegte. Er hinterließ den glänzendsten Namen unter den Deutschen Fürsten dieses verworrenen Zeitpunktes; er bereicherte sein Haus mit Ländern und Würden; sein Einfluß blieb die ganze Zeit des Krieges durch überwiegend; er wußte sein Ansehen gegen Freunde wie gegen Feinde zu behaupten, und wenn es darauf ankam, zu rächen; er war ein treuer und hilfreicher Bundesgenosse, seine Anhänglichkeit an die Partei, die er ergriffen hatte, war fest und gleich, ohne jemals zur Schwäche zu werden; er ließ keine Sünde auf Rechnung seiner Freundschaft hingehen. Fest, wie diese Grundsätze seines Lebens kann das Urteil der Geschichte über ihn sein, denn in einer Regierung von sechsundfünfzig Jahren drückt der Geist eines Fürsten sich endlich ab.

Sein bis zur Erschöpfung tätiges Leben war ein ewiger Wechsel von wahrem und falschem Ruhm, von Vergrößerung, von beneidetem Glück und von tiefem, erbitterndem Leid. Seine Länder waren oft der Schauplatz des Krieges; teils setzte sie Rachsucht gegen Maximilian besonderen und vorsätzlichen Mißhandlungen aus, teils vereitelten Neider

und Nebenbuhler unter seiner eigenen Partei mehr als einmal seine Vorkehrungen zur Schonung seines Volkes; wohltätige Vorkehrungen, wenn seine und seiner Räte Absicht auch nur gewesen wäre, sein Eigentum zu schonen. Zwischen blutiger Gewalt und der steifen, scheuen Förmlichkeit im Rate des Höheren, dem er diente, wurde sein Vorteil, ungeachtet all seines Aufwandes an Politik und Kriegskunst, oft unwürdig geopfert.

Er diente dem Fanatismus und der Eigenmacht in mancher Ungerechtigkeit zum Werkzeug. Er bewies bei mancher Gelegenheit mehr Eigennutz als Sorge für seine Ehre, die freilich oft durch die Geringfügigkeit der Gegenstände seiner Habsucht mehr ausgesetzt wurde, als durch diese Leidenschaft selbst, welche so oft ihren Namen verändern und Ehrgeiz heißen kann. Sein Gewinn in dem fürchterlichen Spiele war ein Gegenstand des Neides, der Mißgunst, der Vorwürfe, und er hatte am Ende so viel verloren als jeder Fürst in Deutschland. Die mäßige, ruhige Spekulation kann nicht leicht eine Möglichkeit erdenken, wie ein weiser Fürst in der Epoche eines allgemeinen Krieges zu handeln hat, die damals nicht von einem oder dem anderen in der Menge von schwachen und unwürdigen Streitern erschöpft worden wäre. Aber das Elend war so allgemein und so unvermeidlich, daß e i n abgewehrtes Unheil den Fürsten in jener Zeit so hoch anzurechnen war, als in ruhigeren ein beglücktes Land. Wer kann also den Herzog von Bayern tadeln für das, was er tat? Wer kann sagen, was er Besseres zu tun hatte?

Mäßigung und Standhaftigkeit, Liebe zum Frieden und Talent zum Krieg zeichneten im ganzen Maximilians öffent-

liche Handlungen aus. Freilich hatten die Deutschen Fürsten zu wenig selbständige Macht, als daß ihre überlegtesten Pläne nicht selten in steter Gefahr gewesen wären, von den Wechseln des Glückes zerstört zu werden. Wer mehr durch den Zufall, als durch eigene Torheit litt, wessen Ratschläge am wenigsten verdarben, wer die Kabinette der größeren Mächte gewöhnt hatte, ihn bei ihren Rechnungen nicht auszulassen, wenn auch ein gelungener Zug des einen oder des anderen Heeres seinen Wohlstand auf eine unübersehliche Zeit zerrüttete: der war der Größte und Weiseste unter ihnen. Dieser Ruhm kann dem Herzog von Bayern vielleicht nicht streitig gemacht werden; aber an dem Elend jener Zeiten liegt es, daß der Anblick der Weisesten und Größten noch immer mehr traurig als erhebend bleibt. In dem allgemeinen Brand ward es dem, dessen Haus in Flammen aufging, selten vergönnt, bei sich zu löschen und mit Muße wieder aufzubauen; eine unvermeidliche Notwendigkeit stieß ihn fort, seines Nachbarn Haus anzuzünden. Die Rolle, die Maximilian erwählt hatte, warf dieses Los auf ihn besonders. Betrachtet man aber dagegen die Verwüstung anderer Deutscher Länder, deren Fürsten durch Unentschiedenheit sich zu schützen suchten, so neigt sich die Waage auf die Seite dessen, der wenigstens einen Willen behielt und Kraft zum Widerstand oder zur Rache rettete.

Überhaupt war die Epoche des Dreißigjährigen Krieges arm an eigentlicher Menschengröße. Fälschlich hat man hier die Stimme der Empfindung von der Sprache der Vernunft ausschließen wollen; Menschengröße und Menschenglück wandeln nicht so abgesondert, als die Bewunderer jener Generationen zu glauben scheinen. Gustav Adolf allein

fühlte den Krieg als Mensch, beschloß ihn als König und führte ihn als Held. Aber der Krieg zehrte seine kurze Laufbahn auf, und das Schicksal vergönnte der Menschheit den ganzen Anblick seiner Größe nicht. Einen desto unbegrenzteren Wirkungskreis ließ es dafür einem Religioneifer, der, hinter bürgerliche Rechte und politische Konstitutionen, hinter wechselseitige Klagen über Eigentumsverletzungen versteckt, nicht weniger gefährlich, nicht weniger wütend war; einer Politik, die durch ihre Mittel selbst, Verwirrung und Zerstörung, ihrer Absichten nie sicher blieb; einer Sucht nach Vergrößerung und Unterjochung, die, seitdem sie mehr in den Kabinetten der Fürsten sich fortpflanzte, als in ihrem Geiste aufstieg, die Kennzeichen der Schwäche und der Hartnäckigkeit angenommen hatte. Durch diese unnatürlichen Triebfedern wurden freilich übermenschliche Kräfte in Bewegung gesetzt, um der tiefen Erschöpfung, dem allgemeinen Lechzen nach Ruhe und Frieden zu trotzen. Große Talente traten auf, um jenem bis zur Konvenienz herabgesunkenen Ehrgeiz zu fröhnen oder zu widerstehen, und in der langwierigen Übung nahmen sie an Umfang und Stärke beträchtlich zu. Aber so gewiß der Vertrag zwischen den Fürsten und Völkern nicht Selbstzerstörung zum Zweck hat, so gewiß gebührt der höchsten Anstrengung der Sklaverei mehr Mitleid als Bewunderung, und durch die Verkettung von entarteten Trieben und Leidenschaften, die diesen Krieg so unnatürlich verlängerten, ging in der Anstrengung selbst überhaupt, und meistens in dem Zweck derselben, die Größe verloren.

Die Geschichte gewinnt bei diesem Gesichtspunkt, was ihre Helden einbüßen; daher wird eine gedrängte Übersicht von

Maximilians Leben unser Nachdenken und unsere Teilnehmung noch erwecken, wenn er selbst auch unserer Bewunderung weniger wert befunden worden ist.
Ein wichtiger Zug in diesem Fürsten ist, daß er den Gefahren einer so zweckwidrigen als sorgfältigen Erziehung entging. Pedanterie und Frömmelei bezeichneten alle Anstalten seines Vaters zur Bildung dieses Sohnes, den er sehr früh zur Regierung bestimmte; sein Panegyrist (Lobredner) Adlzreiter führt mit der besten Meinung von der Welt lauter Einzelnes von seinen Kinderjahren an, die eine kleinliche, abergläubische und folglich tyrannische Regierung erwarten lassen. In ihm selbst mußte also eine andere Bildung vorgehen, welche ihn die Gewohnheiten der Frömmigkeit von seinen politischen Handlungen sehr wohl absondern lehrte, wo sie nicht gerade damit verbunden bleiben konnten. Der Erbherzog Ferdinand, nachmals Kaiser Ferdinand II., teilte zu Ingolstadt die väterliche Pflege Herzog Wilhelms von Bayern mit Maximilian; glücklich, wenn er seinen Geist von dem Fanatismus nicht mehr hätte unterjochen lassen als sein Mitschüler. Indessen mögen diese zusammen verlebten Jugendjahre mit als ein Grund zu Maximilians tätiger Anhänglichkeit für das österreichische Haus anzusehen sein, zumal da unter Ferdinands Nachfolger die Einigkeit zwischen dem Kaiser und seinem ersten Alliierten, Maximilian, zuerst zu wanken anfing.
Wilhelm hatte nun alle Mühe angewandt, seinen Sohn zu dem frömmsten, gelehrtesten und – weisesten Fürsten zu bilden; er hatte ihn verschiedene Reisen tun lassen, unter anderem eine nach Rom, deren Absicht war, die Schwellen der Apostel zu begrüßen, auf welcher aber des Jünglings

glücklicher Verstand vielleicht ebensoviel zur Vermehrung seiner Staatsklugheit als zur Gründung seines Seelenheils geerntet haben mochte. Entschlossen, den Überrest seines Lebens einer frommen Abgeschiedenheit von allen weltlichen Geschäften zu weihen, trat Wilhelm 1596 dem dreiundzwanzigjährigen Maximilian die Regierung seiner Länder ab.

Die Uneinigkeiten und Neckereien zwischen den Religionsparteien, die natürliche Rivalität zwischen den bayerischen und pfälzischen Häusern und die auf dem Vorwand der Glaubensverschiedenheit hinzukommende wechselseitige Erbitterung beschäftigte, wenigstens mittelbar, den jungen Herzog von Bayern schon in den ersten Jahren seiner Regierung. Aber die Exekution des einseitigen und parteiischen Urteilsspruches gegen die Reichsstadt Donauwörth, die ihm 1607 von dem Kaiser übertragen wurde, war der erste Auftritt, durch welchen Maximilian seine wichtige Rolle bei dem katholischen Religionsteil übernahm. Die Stadt blieb ihm für die Exekutionskosten verpfändet; zum großen Verdruß der Protestanten, aber in einer sehr natürlichen Folge der Deutschen Reichsjustiz, welche die Mächtigeren als Schergen gegen die Schwachen aufruft und die Besoldung für dieses ehrenvolle Amt zu den Prozeßkosten des verlierenden und geschlagenen Teils rechnet; einer Justiz, welche das Faustrecht der Handlanger der exekutiven Gewalt mit den Mitteln und dem Wesen einer souveränen Macht vereinigt.

Man würde vergebens hier einen hellen Punkt aufsuchen, wo Maximilians Entschlüsse und Taten reiften und aufgingen, wo seine Motive sich entwickelten. Die protestan-

tische Partei, hier unterdrückt, dort widerrechtlich an sich reißend, war in der Tat und im Herkommen die schwächere; auch war bei den Angriffen der Reformation mehr Verschiedenheit und Uneinigkeit als bei dem Widerstand des althergebrachten Glaubens, ihre Anhänger hielten weniger zusammen als die Katholiken, denn der Gemeingeist stellt sich nur über verjährte Vorurteile zur Wache. Formeln und Verträge mußten also ersetzen, was dem Wesen der Sache abging; die Union der Protestanten ging der katholischen Ligue voran. Friedrich V., Kurfürst von der Pfalz, war an ihrer Spitze; die erste Stelle bei der katholischen Ligue wurde Maximilians natürlicher Platz.
Das Menschengeschlecht war nun doch so weit erwachsen, daß die politische, mäßigere Anhänglichkeit eines Fürsten wie Maximilian der Sache Roms weit wesentlichere Vorteile bringen konnte als unbedingter Fanatismus. Wäre Ferdinand als Kaiser geblieben, was Maximilian als mächtiger Reichsstand war, so hätte das Reich schwerlich dreißig Jahre geblutet und schwerlich wäre die Religionengleichkeit aufgekommen. Die Geschichte und das Leben geben uns häufig Beispiele von dem Schicksal, das Friedrichs und Maximilians wechselseitiges Verhältnis bestimmte. Jener erlag zeitlebens einer gewissen negativen Superiorität des Herzogs von Bayern und verlor Glück und Ehre an einen Gegner, dessen Stärke hauptsächlich nur in Kälte und Eigennutz bestand. Maximilian hingegen wußte sich unverrückt in dem Vorteil zu erhalten, in welchen Friedrichs Unstern und Ungeschicklichkeit bei friedlichen Unterhandlungen wie bei offenbarem Krieg ihn setzte. So geschah es, daß Gewalt und Unbilden immer auf Friedrichs Seite blieben und daß Ma-

ximilian, der seine Größe auf dem Verderben dieses unglücklichen Fürsten gründete, jeden Schein von Mäßigung, von Schonung, von redlicher Meinung mit den zweideutigen und darum sichern Fortschritten seines Ehrgeizes verband. 1617 hatte Friedrich den Herzog von Bayern zu bereden gesucht, dem Erbherzog Ferdinand die Nachfolge im Reiche streitig zu machen; aber Maximilian ließ sich von dem unreifen Vorschlag nicht blenden, er kannte den Kreis besser, in welchem er sich wirklich vergrößern und seine Macht erweitern konnte, und das Verdienst, nach einer Kaiserkrone nicht lüstern gewesen zu sein, behielt er obendrein. Friedrich übernahm mit der böhmischen Krone ein Los, dem er nicht gewachsen war; die meisten seiner Bundes- und Glaubensgenossen selbst waren wohl in dem Fall, einen glücklichen Ausgang seiner kühnen Unternehmung zu benutzen, aber nicht durch ihre Unterstützung ihn zu sichern, oder auch nur das Strafgericht des bevorteilten rechtmäßigen Eigentümers abzuwehren, der die bayerische Hilfe mit den Ländern und Würden des treulosen Vasallen bezahlte. Auf diese Art wurde Friedrich V. von Maximilian erst wohlmeinend gewarnt, dann ohne Mühe geschlagen und endlich durch Urteil und Recht geplündert.

Die Kaiserlichen und die Bayern gewannen vereinigt die Schlacht am Weißen Berge (1620); aber zur Ehre des Feindes gereicht es nicht, daß die beiden siegenden Teile sich nach der Schlacht einander Fehler vorwarfen, durch welche sie hätte verloren gehen sollen. Von dem kindischen Wagstück, sich zum Feind einer so entschieden überlegenen Macht aufgeworfen zu haben, trug Friedrich nichts als den entehrenden Namen des „Winterkönigs" davon (da er nur

von 1619 bis 1620 in Böhmen regierte). Aber Maximilian, dem Ferdinand nunmehr den Besitz seiner empörten ober- und unterösterreichischen und böhmischen Länder verdankte, hatte durch die Bedingungen, unter welchen er die Truppen der katholischen Ligue dem Dienst des Kaisers widmete, den Ruhm und den Vorteil erlangt, ein gefährlicher Freund eben dieser Macht zu werden.

Friedrich war so tief gesunken und die kaiserliche Macht durch seinen Fall selbst so überwiegend geworden, daß die Fürsten, die es am besten mit ihm meinten, sich begnügen mußten, von dem Reichstag zu Regensburg wegzubleiben, wo (1623) seine Kurwürde auf den Herzog von Bayern übertragen wurde. Einigen seiner Verwandten und Mitständen lag es ohnehin näher, mit dem Herzog von Bayern um die schöne Beute zu wetteifern, als dem eigenmächtigen Verfahren des Kaisers zu widerstehen, und der Neid auf Maximilians Glück verschlang die Furcht vor den Gefahren, mit welchen Ferdinands feierlicher Despotismus dem Reiche drohte. Den Herzog von Bayern selbst trifft der Vorwurf dieser Blindheit nicht, denn seine Vergrößerung, die hier mit den Eingriffen der kaiserlichen Gewalt Hand in Hand ging, bildete zugleich ein Gegengewicht für diese Gewalt. Dieser Sinn lag bei seinem Verhältnis mit dem Kaiser stets sehr deutlich in der immer wachen Vorsicht auf seiner und der immer regen Eifersucht auf der österreichischen Seite.

Es war für Maximilian genug, daß er im Reiche selbst und von seinen Mitkurfürsten anerkannt wurde; die Drohungen fremder Mächte und ihre Bündnisse gegen den Unterdrücker Friedrichs konnten seinen Einfluß nur vergrößern und seine Person, als Anführer der katholischen Ligue, dem öster-

reichischen Hause notwendiger machen. Durch diese Verwendungen konnte der Krieg allgemeiner und langwieriger werden, aber Friedrichs Lage erleichterten sie nicht, da seine Feinde in Deutschland freies Feld behielten; und während sein Interesse zu dem Spiel auswärtiger Kabinette den Namen hergab, bot er vergebens zu den nachteiligsten Friedensvorschlägen die Hände, die ein Kapuziner namens Franz de Rota im Namen Ferdinands und Maximilians im Haag getan hatte und die jetzt, bei einer so günstigen Wendung der Dinge zugleich mit dem zweideutigen Agenten von beiden Fürsten verleugnet wurden.

Maximilians Rechnung für die Kriegskosten bei der Unterwerfung von Ober- und Unterösterreich betrug dreizehn Millionen Gulden, für welche der Kaiser ihm Oberösterreich verpfändet hatte; aber Friedrich hatte dem Kaiser nach der böhmischen Krone getrachtet; nichts war also natürlicher, als daß seine verfallenen Güter für kaiserliches Eigentum galten und die Hypothek einlösen mußten. Die Sache der kaiserlichen Machtvollkommenheit gewann für den Augenblick durch Maximilians Beistand vorzüglich in einzelnen konstitutionsmäßigen Exekutionen immer mehr; die Sache der Religion tat ebenfalls in den pfälzischen Ländern, die Maximilian statt Oberösterreichs überkam, wunderbare Fortschritte; und Maximilian schlug in der allgemeinen Verwirrung das sicherste Mittel ein, um von einer Macht nicht verschlungen zu werden, die nur durch den von ihr selbst aufgerufenen Beistand aufgewogen werden konnte.

Maximilians Ehrgeiz hielt mit den Umständen immer so gleichen Schritt, daß es schwer sein würde, zu bestimmen, wie weit sich jener ausgedehnt hätte, wenn diese noch meh-

rere und größere Versuchungen ihm dargeboten hätten. Er, ein geborener Fürst, spielte bloß die Rolle, welche die Politik ihm anwies; aber seinen gemessenen Gang störte ein Mann, bei welchem der Trieb des Ehrgeizes viel leidenschaftlicher und unbändiger war, ein Mann, der mit allen seinen Kräften aus seinem Kreise hinausstrebte und auf den Greueln seines Zeitalters seine ungeheueren Entwürfe gründete. Wallenstein war Maximilians böser Genius. Auf dem Kurfürstentage zu Regensburg (1630) wurde dieser gefährliche Nebenbuhler zwar entfernt, aber die Gewalt, die er durch Gewalt erworben hatte, konnten keine Hof- und Reichskabalen ihm entreißen; seinen Ruhm vertilgte man nicht, der ihn laut zurückforderte, als Maximilians Feldherr, Tilly, in dem schwedischen Kriege des Sieges entwöhnt wurde, und Gustav Adolf auftrat, dem man nicht Helden genug entgegensetzen konnte. Maximilians Bemühungen, mit der Entlassung Wallensteins und seines Heeres zugleich den Frieden in Deutschland zu bewirken, mochten bei dem Ungewitter, das schon aus Norden herandrohte, die Besorgnis, daß der wachsende Krieg Wallensteins Dienste unentbehrlich machen würde, mit zum Grunde haben. So gelang ihm freilich der erste seiner Entwürfe nur auf eine kurze Zeit, da der andere an der hartnäckigen Rechtgläubigkeit, an dem ungeschickten Übermut des kaiserlichen Rats scheiterte; und Wallenstein erschien wieder, stolzer durch diesen Triumph und furchtbarer, weil bestimmte Rachsucht ihn entflammte.

Die Entlassung der Wallensteinschen Truppen und ihres Anführers war freilich durch ihre Art, zu subsistieren, zum Teil eine Sache der Nation geworden; dann hätte aber

Deutschland an Tilly's erweiterter Macht mehr gewinnen müssen, und bei Maximilians eifrigem Anteil an den Klagen des Reiches über die Verwüstungen der Wallensteinschen Armee, hätte Magdeburg und die sächsische Allianz mit Schweden nicht auf die Rechnung der seinigen und seines Feldherrn kommen müssen.
Wallensteins Art, zu dienen, war für die österreichischen Finanzen sehr einträglich, da seine Truppen im Namen des Kaisers fochten, ohne in seinem Sold zu stehen, sondern von dem Glück ihres Anführers lebten. Tilly's Unfälle und die Fortschritte der Schweden entkräfteten alle Mittel, die Maximilian anwandte, um Wallensteins Wiedereinsetzung (1632) zu verhindern; und bis der Kaiser die Erfahrung machte, was ein so wohlfeiler Heerführer seinem Herrn kosten kann, trugen die bayerischen Erbländer die volle Strafe für den Haß und die Eifersucht ihres Fürsten.
Gustav Adolf selbst war in Deutschland oft als Feind willkommen, wo die Deutschen Truppen und Feldherren als Freunde verflucht wurden; seine Menschlichkeit und sein Edelmut verleugneten sich auch bei seiner persönlichen Erscheinung in Bayern nicht. Aber nachdem Tilly an seinen Wunden gestorben war, mußte Maximilian mit Wallenstein gemeinschaftlich handeln; und wenn auch jener alte Groll die kriegerischen Operationen des letzteren nicht immer zu Maximilians persönlichem Nachteil geleitet hätte, so fielen doch jetzt in dem Gange des Krieges die Rücksichten weg, welche Tilly, selbst mit Hintansetzung der gemeinen oder der österreichischen Sache, auf den Vorteil des Fürsten, dem er unmittelbar angehörte, vielleicht behalten hätte.

In dem System des kaiserlichen Hofes war es natürlicherweise nicht, sich Maximilians gegen den übermütigen Generalissimus anzunehmen; und Wallenstein, dessen glücklichem Stern man entweder folgen oder sich von demselben erdrücken lassen mußte, gefiel sich darin, ihn durch seine Anschläge offenbar aufzuopfern und durch sein Betragen ausgesucht zu demütigen. Treuherzig genug sind die eigenen Worte des Kurfürsten, die Adlzreiter aus seinem Munde selbst gehört zu haben erzählt, als er von Nürnberg zurückkehrte, wo er mit Wallenstein den Schweden gegenüber gestanden hatte: Ego vero, erwiderte er auf die Glückwünsche zu seiner Rückkehr, ego vero a Friedlando bene mortificatus redeo! (Wahrlich, von Friedland glücklich abgetötet, zurückgekehrt!)

Der völlige Untergang des Kurfürsten von Bayern und der katholischen Ligue, auf welcher seine Macht und sein Einfluß begründet waren, diente dem Herzog von Friedland zugleich als Mittel zu weit größeren Entwürfen. Noch zur rechten Zeit für Ferdinand wurden ihm die Augen geöffnet; Wallenstein fiel 1634, ein Opfer seiner Ehrsucht*); aber seine Rache überlebte ihn, denn Maximilian bekam es nicht wieder in seine Gewalt, den Krieg von seinen Erbländern abzuleiten, und die Kräfte, mit welchen er sonst nach dem entschiedenen Übergewicht in der Politik des Deutschen Reiches gestrebt hatte, mußten nun größtenteils zu seiner Verteidigung und oft zu seiner Rettung verwandt werden. Eine Seuche, die 1634 in Bayern so wütete, daß sie in

---

*) Nach dem heutigen Stande der Wallenstein-Forschung wäre es für Deutschland besser gewesen, er hätte sich durchgesetzt. Schiller schildert im Rahmen der derzeitigen Verhältnisse und Erkenntnisse.

München allein fünfzehntausend Menschen hinweggerafft haben soll, nimmt freilich in der Geschichte des Fürsten wenig Raum ein; aber sie vollendet ein gewisses Bild von Zerrüttung, das mitten unter der Verwirrung von Kriegsgetümmel und unendlichen Negotiationen in der letzten Hälfte seiner Regierung den Geist beschäftigt.

Friedrich lebte nicht mehr, Ferdinand III. war seinem Vater nachgefolgt; achtzehn mühevolle Jahre waren seit dem berühmten Regensburger Reichstag verflossen, als 1641 für das pfälzische Haus die Unterhandlungen wieder lebhafter angeknüpft wurden und eben so fruchtlos, an eben den Hindernissen als vorher sich zerschlugen. Je mehr Aufwand aller Art jedem Teile sein besonderes Interesse gekostet hatte, desto hartnäckiger bestand er darauf; und das Blut, das darum geflossen war, bezahlte sich immer mit neuem Blute.

Die zwei letzten Jahre des Krieges waren für Maximilian reich an Begebenheiten und unvermeidlichen Unglücksfällen. Zur Betreibung des Friedensgeschäftes schien ein vorläufiger Waffenstillstand notwendig zu sein; aber vonseiten des Kaisers erhoben sich dabei immer neue Schwierigkeiten, auf deren Beendigung der kaiserliche Hof um so weniger ernstlich bedacht war, als es nur Maximilians Länder waren, die zunächst unter den Folgen der fruchtlos zerschlagenen Unterhandlung leiden mußten. Die fortwährenden Rücksichten der französischen Politik auf den bayerischen Hof boten in diesem Verhältnis dem Kurfürsten eine Stütze dar, die er dem Kaiser zum Trotz ergreifen konnte. Er tat, was er sich und seinem Lande schuldig war, und schloß (1647), hauptsächlich durch französische Vermittlung, einen

abgesonderten Waffenstillstand. Der Kaiser empfand es sehr übel, daß hierdurch der Krieg von Bayern ab in seine Lande geleitet wurde, und schlug alle Mittel ein, seinen Alliierten in ein solches Gedränge zu bringen, daß er wieder zu ihm zurückkehrte. Die kaiserliche Politik spann Verschwörungen unter Maximilians Offizieren an, reizte den Feind zum Mißtrauen und zu neuen Drohungen, ließ es selbst an oberherrlichen Verfügungen gegen den einseitigen Schritt des Kurfürsten nicht fehlen und untermischte dieses ganze Gewebe mit freundschaftlichen Unterhandlungen. Den Vorwürfen des Kaisers, seinen scheinbar rechtlichen Schritten, den Verbrechen seiner eigenen Offiziere, den argwöhnischen Schwierigkeiten der Feinde setzte Maximilian Mut und Würde entgegen; aber mit seinem mächtigen Bundesgenossen entzweit und durch die Notwendigkeit dem Feinde so verdächtig, daß er seines Angriffes immer gewärtig sein mußte, blieb ihm nichts als die Wahl zwischen Übeln, deren kleinstes doch war, was von dem Glück der Waffen abhing. Er kündigte den Stillstand auf und vereinigte seine Truppen wieder mit den kaiserlichen.

Die durch Wallenstein in der vereinigten kaiserlich-bayerischen Armee ausgestreuten Keime von Parteisucht, von Uneinigkeit, von Verräterei gehörten unter die schlimmsten Folgen, die aus dem ehemaligen Verhältnis zwischen diesem Feldherrn und dem Kurfürsten von Bayern fortdauerten. So wenig Maximilian sich jetzt abgesondert erhalten konnte, so gut wußte er, daß seine Truppen, mit den kaiserlichen verbunden, selten glücklich waren; und er selbst hatte diesen Grund mit angeführt, um den Schweden seine Aufrichtigkeit in der Trennung von dem Kaiser zu belegen.

Eine Versöhnung nach dem offenbaren Bruch war nicht dazu gemacht, mehr Harmonie in die Maßregeln der vereinigten Armee zu bringen. Aber es war der Druck der Notwendigkeit, unter welchem Maximilian erlag: Bayern mußte dem Feinde preisgegeben werden, und der ausgehende Krieg schüttete nach vollends alle seine Schrecken auf das unglückliche Land und den alten Fürsten aus, der vor dem Brand und der Verwüstung mit seinem ganzen Hofe von Stadt zu Stadt flüchtete.

Die berühmten Äquivalente (Ausgleiche) und Satisfaktionen (Genugtuungen) des westfälischen Friedens trösteten nunmehr alle Fürsten und Völker für die dreißig Jahre allgemeinen Elendes. Dem siebenundsiebzigjährigen Maximilian ließ der Tod noch ein paar Jahre Frist, in der ungewohnten Ruhe des Friedens die öde Erschöpfung seines Landes zu betrachten.

ARMAND JEAN DU PLESSIS

KARDINAL VON RICHELIEU

Richelieu's Geburt war glänzend, aus seiner Jugend schon blitzten Funken seines Verdienstes hervor. Er zeichnete sich in der Sorbonne (eine französische Akademie) aus und ward die Kraft und die Lebhaftigkeit seines Geistes sehr früh gewahr. Er wußte sich gewöhnlich sehr gut zu entschließen. Er hielt auf sein Wort, wo ein großes Interesse ihn nicht zum Gegenteil zwang, und auch dann vergaß er nichts, um den Schein der Treue zu retten. Ohne freigebig zu sein, gab er mehr als er versprach, und würzte seine Wohltaten mit bewundernswürdiger Kunst. Den Ruhm liebte er mehr als die Moral es erlaubt; aber gestehen muß man es, die Rechtmäßigkeit seiner inneren Ansprüche ging bei diesem Manne gleichen Schritt mit der sündlichen Übertreibung, die er sich in dem Ziel seines Ehrgeizes erlaubte. Herz und Geist waren an ihm der Gefahr nicht überlegen, hinter ihr zurück blieben aber beide auch nicht; und man kann sagen, daß er sie durch seine Klugheit öfter abwehrte, als durch seine Standhaftigkeit überwand. Freunde konnten auf ihn rechnen, und selbst beim Publikum wünschte er beliebt zu sein; auch fehlte es ihm dazu weder an Höflichkeit, noch am Äußerlichen, noch an anderen Eigenschaften, die geschickt sind, diesen Zweck zu erreichen; nur ein gewisses unbestimmtes Etwas ging ihm ab, das hierin ganz vorzüglich erfordert wird. Durch seine Gewalt und seine fürstliche Pracht

verdunkelt er die persönliche Majestät des Königs; aber er versah das königliche Amt mit so vieler Würde, daß ein mehr als gemeiner Sinn nötig war, um das Gute und das Schlimme in diesem Punkt nicht zu verwechseln. Niemand hat so richtig als er zwischen dem Guten und dem Besseren, dem Bösen und dem Schlimmeren zu unterscheiden gewußt; und dies ist eine große Eigenschaft an einem Minister. Er verlor bei den Kleinigkeiten, welche die Einleitung zu großen Dingen machen, zu leicht die Geduld; mit diesem Fehler aber, der von der Erhabenheit des Geistes herrührt, sind immer Kräfte verbunden, die demselben abhelfen. An Religion fehlt es ihm für diese Welt nicht; seine Neigung oder sein Verstand trieben ihn zum Guten, so oft ihn sein Vorteil nicht aufforderte, das Böse zu tun, das er vollkommen kannte, wenn er es tat. Er betrachtete den Staat nur für seine Lebenszeit; doch hat nie ein Minister sich so eifrig bemüht, die Menschen glauben zu machen, daß er auf die Zukunft des Staates Bedacht nehme. Kurz, wir müssen bekennen, daß seine Laster durch seine erhabene Stelle leicht ein glänzendes Gepräge erhalten konnten, weil sie so beschaffen waren, daß sie großer Tugenden zu Werkzeugen bedurften.

„Ein Mann, der solche Eigenschaften, und von denen selbst, die er nicht besaß, den Schein so täuschend hatte, mußte sich bei der Welt leicht in jener Art von Ehrfurcht erhalten, welche die Verachtung von dem Haß absondert und in einem Staat, der keine Gesetze mehr hat, auf einige Zeit wenigstens ihren Mangel ersetzt." –

Diese kraftvolle und warme Schilderung des Kardinals Richelieu, die wir aus den „Mémoires de Retz" gezogen

haben, überhebt uns um so mehr, von dem öffentlichen Leben dieses außerordentlichen Mannes und von dem Charakter seiner Staatsverwaltung zu sprechen, als unsere weiteren Betrachtungen über diesen Stoff, aus dem Zusammenhang der Weltgeschichte gerissen und in den engen Raum, der uns hier vorgezeichnet ist, gedrängt, unzulänglich oder dunkel bleiben würden. Auch seine persönlichen Eigenschaften hat der Kardinal Retz hier nur in Verbindung mit seiner glänzenden Regierung aufgestellt; die Immoralität des Despotismus, der Anmaßung, der Selbstsucht, verschwindet bei diesem Gesichtspunkt in der Energie und der Würde, mit welcher der unumschränkte Minister den Zepter seines Herrn geführt hat. Frau v. Motteville (Hofdame der Königin Anna von Österreich) vergleicht sehr christlich in ihren Memoiren den französischen Staat unter Richelieu's Ministerium mit jenen glücklichen Kindern, die auf Erden eines Wohlstandes genießen, den ihre Väter mit ewiger Verdammnis bezahlen müssen. Dieser Vergleich ist schön, das Fromme darin auch beiseite gesetzt. Der Edle kennt eine Hölle, die von dem Dogma der Religionen unabhängig ist. In den Zügen von Richelieu's Leben - denn sein Ministerium war nicht sein Leben -, die wir hier sammeln werden, wird man den unedlen Mann, den tückischen, grausamen, heuchlerischen Priester, den kriechenden, furchtsamen Höfling, den übermütigen Parvenü und den unglücklichen Menschen erkennen; man wird sich erinnern, daß er ein großer Staatsmann war, daß mit diesen Künsten Nationen und Könige in Fesseln geschlagen werden, und - einem jeden sei es dann überlassen, seine Begriffe und Gefühle von Menschenliebe, von Größe und von Tugend, seine

sittlichen und politischen Grundsätze zu vermählen und zu ordnen, wie er kann. Wenn es wahr ist, daß die Seele des Malers im treuesten Gemälde sich zugleich mit dem abgebildeten Gegenstand offenbart, so dürfen wir hoffen, daß kein Zweifel übrig bleiben wird, ob Richelieu nicht mehr gewesen sein würde, wenn er besser gewesen wäre.

Ludwig XIII. war einer von den Fürsten, die durch Unfähigkeit, selbst zu herrschen, und durch die stete Furcht, beherrscht zu werden, welche die Folge dieser Unfähigkeit ist, zu einer beständigen und schimpflichen Knechtschaft bestimmt sind. Das große Mittel, über ihn und durch ihn alles zu vermögen, war das einfache Hausmittel, das bei allen schwachen und eigenwilligen Menschen anschlägt: ihre Eifersucht auf ihre Gewalt und ihr Ansehen ohne Unterlaß zu reizen. Die nächsten Eingriffe hatte er von seinen nächsten Verwandten zu besorgen; um die Anmaßungen derselben abzuwenden, warf er sich in die Arme jedes Ehrgeizigen, der zu der gefährlichen Stelle seines Günstlings Lust hatte. Um nichts zu verlieren, gab er dann alles weg und behielt nur die Notwendigkeit, das Geschöpf seiner eigenen Schwäche auch zu hassen.

Sein erster Herr war Concini, den er durch fünf bis sechs vornehme Meuchelmörder aus dem Wege räumen ließ. Jetzt bin ich König! rief er aus, nachdem die kühne Tat glücklich ausgeführt war. Aber selbst zu dieser Grausamkeit war er schon durch einen neuen Günstling verleitet, der bei der Beschäftigung, Vögel für ihn zur Jagd abzurichten, zu den Geheimnissen seiner Schwäche und der französischen Monarchie gekommen war. Concini hatte geglaubt, ihn durch Wohltaten zu binden; aber Luines war des könig-

lichen Vertrauens zu würdig, um auf halbem Wege stehen zu bleiben. Die Florentinische Partei, an deren Spitze die Königin Mutter, Maria von Medicis stand, war nun durch Concini's Ermordung am französischen Hofe gestürzt; und es lag weder an Luine's Gewissenhaftigkeit, noch an des Königs Tugend, daß Ludwig, der Gerechte genannt, nicht in Nero's Fußstapfen trat.

Richelieu gehörte damals zu dem Anhang Concini's und der Königin; er war noch unwichtig genug, um sich bloß in der allgemeinen Ungnade, welche diese Partei traf, mitbegriffen zu finden und erhielt die Erlaubnis, der verwitweten Königin nach Blois zu folgen. Man fing aber bald an, seinen Einfluß und seine Ratschläge zu fürchten; er mußte daher auf Befehl des Hofes die Königin verlassen und eine Art von Exilium in Avignon aushalten, während dessen er sich damit beschäftigte, theologische Bücher zu schreiben, die nach dem Urteil der Kenner und der Liebhaber ziemlich schlecht sind.

Er war indessen nicht dazu gemacht, das Opfer der Partei zu werden, in welche sein Vorteil ihn zuerst gezogen hat. Als die Uneinigkeit zwischen Mutter und Sohn zum bürgerlichen Krieg erwuchs, bot er dem Hof seine Dienste zur Wiederherstellung des Friedens an. Das unbegrenzte Vertrauen, welches die Königin auf ihn setzte, machte ihn dem König und dem Günstling zum willkommensten Werkzeug, um sich mit so wenig Nachteil als möglich aus einem Handel zu ziehen, bei welchem nichts zu gewinnen war als der Unwille aller gesitteten Nationen. Er begab sich, gleichsam aus eigenem Antriebe wieder zur Königin und wußte sein Verständnis mit dem Hofe vor ihr so geheim zu halten, als

es zum Besten seines Auftrages nötig war. Auf diese Art stiftete er eine Versöhnung, die freilich nicht von langer Dauer sein konnte, bei welcher er aber seine Absicht, einige Stufen höher zu steigen und festen Fuß am Hofe zu fassen, vollkommen ereichte. Die Königin glaubte ihm die größten Verbindlichkeiten zu haben, und, was noch mehr war, ihre eigene Sucht nach Einfluß trieb sie an, sich mit dem lebhaftesten Eifer für die Vergrößerung eines Menschen, der ihr besonders angehörte, zu verwenden. So viel Verräterei bei den verborgenen Diensten, die der Hof selbst an Richelieu zu belohnen hatte, mit untergelaufen war, so viel Falschheit und böser Wille mischte sich eine Zeitlang zu den Schritten, die man äußerlich tat, um ihm den versprochenen Kardinalshut in Rom auszuwirken. Der Papst fand sich zwischen den öffentlichen Bewerbungen des französischen Ambassadeurs (Gesandten) und den heimlichen Winken, die er vom Hof erhielt, daß es dem König kein Ernst damit wäre, endlich in einem so seltsamen Gedränge, daß er mit der Verzögerung von Richelieu's Promotion (Ernennung) die wahre Absicht des Königs noch immer zu erfüllen glaubte, als nach einer Heirat zwischen einer Nichte von Richelieu und einem Neffen von Luines letzterer schon die vorige Verstellung aufgegeben hatte.
Man sieht, daß Richelieu am Hofe Ludwigs XIII. und seiner Mutter in einer trefflichen Schule war, und er übertraf bald all seine Meister. Der Priesterstand hüllt den unbändigsten Ehrgeiz in eine gewisse Sicherheit ein, die ihm einen großen Vorteil über jeden weltlichen Ehrgeiz verschafft. Es gibt eine Linie in den verworrenen und traurigen Verhältnissen der Höfe, über welche Furcht und Gewissensfeigheit

sich nicht hinaus wagen, so wenig moralischen Wert eine solche Abstinenz von Verbrechen auch hat. Die Kühnheit und die hohe Menschenverachtung eines stärkeren Geistes scheut diese Grenze nicht, und wenn er im Kampfe mit gemeineren Menschen bis dahin getrieben ist, dann hat er meistens gewonnen und lacht der unmächtigen Flüche. Diese besondere Art von Größe zeigt uns die Geschichte vorzüglich an Priestern; ein Priester mit der Seele eines Cäsars stellt die Schranken der sittlichen Welt zurück, um seine Eroberungssucht zu sättigen. Wir werden Richelieu's Leben reich finden an diesen furchtbaren Triumphen, und der reine Vorwurf des Undanks, der Verräterei, des Verbrechens wird selten an den Großen verdient.

Die Königin erhielt nach Luines' Tod (1621) den Zutritt im Staatsrat; aber Richelieu hatte noch lange gegen die persönliche Abneigung des Königs zu kämpfen. Seine Galanterien machten ihn dem König verhaßt, der aus natürlicher Kälte und Kränklichkeit sehr keusch lebte. Außerdem gehört es mit zu dem ganzen Bilde, das man sich von Richelieu zu machen hat, daß die Kunst, in den Bedürfnissen der Sinne dem Lächerlichen und der Verachtung zu entgehen, seinem Geist überlegen war. Der König sah ihn für einen Verräter an, und ob er es gleich für ihn gewesen war, so hatte er dadurch doch sein Vertrauen verwirkt.

Aber der König war des Hasses zu gewöhnt und seine Anhänglichkeit sogar war immer zu sehr mit bitteren und feindseligen Empfindungen vermischt gewesen, als daß dieser Grund den Kardinal in seiner Laufbahn hätte aufhalten können. Von 1624, da er die lang gesuchte Stelle im Staatsrat einnahm und dabei keine der kleinen Heucheleien und

Ziereremen unterließ, mit welchen ehrgeizige Priester nicht sowohl die Welt zu täuschen hoffen, als ihrem Stande den gebührenden Zoll abzutragen suchen, bis 1629, da ihn der König zum Prinzipal-Minister seines Staates erklärte, wußte er seine Macht so zu gründen, daß der Haß des Königs, der Großen und des ganzen Reiches sie nicht mehr zu erschüttern vermochte. Dem Mitleiden, der Schonung, der Furcht vor Menschenrechten unzugänglich, fand er sogar in der Feindschaft aller seine größte Sicherheit, da ein Gegner vielleicht ihn hätte stürzen können. Er trieb ganze Rotten von mächtigen Mißvergnügten durch seine Henker auseinander und brauchte die kleinlichen Ränke der Feigheit, um das Verderben abzuwenden, das ein Beichtvater, eine Hofdame, der unterste Hofbediente ihm im Stillen bereiten mochten. Hiebei muß man zugleich dem König die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß er Einsichten genug hatte, um an Richelieu die hohen Talente des Staatsmannes zu erkennen und von dieser Seite sich an ihn gebunden zu fühlen. Im Kabinett, im Felde sogar, machte Richelieu den Namen des Königs siegen, und unter allen, die sich in die Gewalt eines schwachen Fürsten einzudrängen strebten, war er doch der Einzige, der ihm wesentliche Vorteile für den Thron dafür zu bieten hatte: Vorteile, gegen welche Ludwigs Verstand doch nicht unempfindlich war.

Dankbarkeit gegen seine Wohltäterin fand in seinen großen Entwürfen keinen Platz, und die Vergangenheit bewies, daß es ihm nicht schwer werden konnte, dem Vorteil sowohl als der Notwendigkeit, Ludwigs einziger Herr zu sein, alle Rücksichten gegen die Königin nachzusetzen. Auch war Maria zu stolz und zu unruhig, um den Mann, der seinen eigenen

erhabenen Gang ging, ungeneckt zu lassen, und sie war viel zu sehr unter ihm, um seinen Weg aufzuhalten, der nun über sie hin mußte. Sie hatte alle Ansprüche einer Königin, aber um sie geltend zu machen, die Seele des gemeinsten Weibes. Sie durfte den gewaltigen Beherrscher der französischen Monarchie, der einst zu ihren Hausbedienten gehört hatte, in dem Unmut ihres Herzens mißhandeln; sie hatte die bittere Freude, ihn vor sich kriechen zu sehen, aber als ihr Hochmut sich vor allen Friedensvorschlägen sträubte, als sie es wagte, ihn an den Rand des Verderbens zu bringen, da mußte seine Rache sie erdrücken.

Wir finden in einem Tagebuch des Kardinals über die Uneinigkeiten zwischen ihm und der Königin Mutter manche Umstände, die uns belehren, daß in den inneren Verhältnissen der Großen viele Dinge wieder vorkommen, von denen wir uns im gemeinen Leben mit Ekel und Verachtung wegwenden. Die Königin ließ einen Wahrsager nach dem andern kommen, um sich das Ende des Kardinals prophezeien zu lassen; und das Gewicht, das er selbst auf diesen Umstand legt, macht es nicht unwahrscheinlich, was einige Geschichteschreiber von ihm erzählen, daß er sich über das Schicksal seiner Feinde bei Sterndeutern und Wahrsagern auch Rats erholte. Es fällt in das Niedrigkomische, daß die Königin sich zu wiederholten Malen gegen den ganzen Hof und mit der größten Heftigkeit beklagte, der Kardinal suche ihr ihren Leib-Apotheker zu nehmen, um ihr nach dem Leben zu trachten, aber man wird uns verzeihen, daß wir diese Beschwerde einer Königin gegen einen großen Mann nicht mit Stillschweigen übergangen haben.

Der ganze Hof trat in ein Bündnis gegen den harten und

grausamen Despoten, der im Namen des Königs regierte; zwei Königinnen, Maria von Medicis und Ludwigs Gemahlin, Anna von Österreich, führten das Komplott an; Gaston, des Königs Bruder, unterstützte es; der kranke König war von den Tränen und dem Geschrei seiner Mutter unablässig bestürmt; der Kardinal selbst glaubte sich verloren. An dem Tage, wo sein Verderben für entschieden angesehen wurde, wagt er einen kühnen Schritt, drängt sich zu der Königin und ihrem Sohn, bittet, fleht, kniet vor ihr nieder; der König kniet mit ihm; entrüstet, durch diese Erniedrigung nichts ausgerichtet zu haben, entfernt er sich, der Kardinal folgt ihm, und in zwei Stunden ist er Herr über das Leben seiner Feinde und über die Freiheit der Königin. Dieser Tag, der 11. November 1630, ist in der französischen Geschichte unter dem Namen „La journée des dupes" („Der Tag der Geprellten") berühmt.
Wer es einmal mit dem Kardinal aufzunehmen wagte, der hätte es müssen auf das Äußerste treiben; denn kaum dem Untergang entronnen, warf sich dieser rachsüchtige Mann mit doppelter Gewalt auf seine gestürzten Feinde. Aber die Gewißheit, verloren zu sein, wenn er sich rettete, scheint den Geist seiner Gegner in den entscheidenden Augenblicken mehr verwirrt als zum äußersten Widerstand aufgemuntert zu haben. Entfernte Beziehungen auf das Komplott, den Minister zu verjagen, wurden, wie bei einer Verschwörung gegen den Staat, als Verbrechen der beleidigten Majestät ausgespäht und blutig geahndet. Wenn die Absicht der Verbündeten gelungen wäre, würde man es freilich auch an der Regierung wahrgenommen haben, daß die Majestät des

Throns mehr auf dem Kardinal als auf dem König und seinem ganzen Hause beruhte.
Maria von Medicis, die Mutter des Königs, die Witwe Heinrichs des Großen, mußte nach einer kurzen Gefangenschaft in das Ausland wandern. Sie wandte sich als Supplikantin (Bittstellerin) an das Parlament, sie unterhielt am Hofe Verständnisse gegen den Kardinal, und mehrere Werkzeuge ihrer unmächtigen Rache endeten am Galgen und auf dem Schafott ihr Leben. Sie starb endlich 1641 zu Köln, wenige Monate vor dem Kardinal, in der äußersten Dürftigkeit, denn ihre Einkünfte waren kurz nach ihrer Flucht konfisziert worden.
Anna von Österreich blieb als Sklavin des Ministers am Hof ihres Gemahls, da es vielleicht nur an ihr gelegen hätte, den Kardinal zu ihrem Sklaven zu machen. Die Kühnheit, seine Wünsche bis zu einer jungen und schönen Königin erhoben zu haben, würde an Richelieu allenfalls noch zu verzeihen sein, wenn sein Äußerliches, mit seinem Stande verbunden, ihn bei einer solchen Unternehmung nicht dem schimpflichen Hohngelächter eines stolzen Weibes bloßgestellt hätte. Er hatte Liebesbriefe gewagt, die in die Hände der Königin Mutter geliefert worden waren; seine mündlichen Erklärungen hatte Anna mit dem ganzen Gewicht ihres Standes zurückgewiesen; hier schützte ihn nichts vor der entehrenden Rolle eines abgewiesenen alten Wollüstlings, eines nach Verdienst behandelten frechen Untertans, und seine Macht, seine Würde, der Druck, in welchem er die Königin hielt, das Elend, das Blut sogar vieler Menschen, die sich bloß gegen diese Schwachheit versündigt hatten, machten den Schandfleck heller und unvergänglicher.

Der erste Prinz vom Geblüte, Gaston, irrte lange flüchtig im Reiche umher. Seine Sache war gerecht und glänzend, sein Ehrgeiz so natürlich, daß das Gegenteil an ihm verächtlich gewesen wäre. Auch fehlte es ihm nie an dem Anhange, den diese Umstände und der allgemeine Abscheu gegen Richelieu ihm verschaffen mußten. Aber eine unüberwindliche Feigheit des Geistes - er hatte persönliche Tapferkeit - vernichtete all diese Vorteile. Es war sein beständiges Los, von seinen Dienern verkauft zu werden und seine Freunde aufzuopfern. Auf keinen seiner Gegner konnte der Kardinal mehr Schmach häufen als auf diesen, denn er kam aus jedem Kampf mit dem Leben und einem neuen Verlust an seiner Ehre davon. Nach jeder Versöhnung floß das Blut seiner Anhänger in Strömen auf dem Schafott. Gaston schloß einst nach einem kurzen bürgerlichen Krieg einen Frieden mit seinem Bruder, worin er durch einen besonderen Artikel wörtlich versprach, den Kardinal Richelieu zu lieben.

Maria warf dem Kardinal oft vor, daß er weinen könnte, wann er wollte. Aber er begnügte sich nicht, wie es der natürliche Zusammenhang scheinen möchte, durch äußerliche Erniedrigung sich das innere Wesen der Gewalt zu versichern. So tief er auch durch Heuchelei unterzutauchen wußte, so unmäßig war doch seine Sucht, mit den äußeren Zeichen der Gewalt zu prahlen. Man zweifelt hierbei, ob man seine kindische Eitelkeit verachten oder seine kühne Geringschätzung der Menschen, gegen welche er alles wagte, bewundern soll; aber der große Mann unterläßt um seinetwillen, was er um andererwillen wagen zu können wüßte. Richelieu beraubte den König sogar seines Hofstaates. Ver-

lassen und allein fing Ludwig XIII. in St. Germain Vögel, während daß Richelieu mit seinem Geist, seinem Arm und seiner Feder Schlachten gewann und Städte eroberte; und Ludwig hatte Verstand und Tapferkeit.
Sehr natürlich war es, daß ein so unglücklicher Fürst, und der es durch Schwachheit war, einen Trost darin suchte, Vertraute seines Unmuts und seiner Galle zu haben. Aber so viel Süßigkeit darf man einem König nicht zuteil werden lassen. Mademoiselle de Hautefort, eine Hofdame der Königin, war lange Zeit seine Vertraute, und die Lästerung sah nie etwas anderes in ihr. Sie war so tugendhaft, daß sie mit der Königin des siechen Mannes spottete, der nach dem einfachen Mitleide eines menschlichen Wesens rang. Der König wußte es und spann sein düsteres Dasein fort. Ein heller Augenblick erschien endlich für ihn; er fand an Mademoiselle de la Fayette, ebenfalls einer Hofdame der Königin, ein Geschöpf, das ihn anhörte, das ihn bedauerte, das rechtschaffen genug war, um ihn nicht zu verraten, und eingeschränkt genug, um ihn am Ende vielleicht gar zu lieben. Er fing an, menschlich zu empfinden, seine Kälte zerrann mit seiner Bitterkeit vor der stillen Güte, die, von einem Weibe an einem König ausgeübt, leicht zur Zärtlichkeit werden konnte. Sie widerstand dem ersten Schritt, den er je gegen ihr Geschlecht getan hatte, sie glaubte recht zu tun, sie glaubte, zwei Seelen zu retten, und Ludwig versank wieder in sein königliches Elend. Mademoiselle de la Fayette war keine Heldin, aber Richelieu's Sicherheit beruhte so sehr auf der moralischen Gebrechlichkeit aller, die ihn umgaben, daß ein braves Mädchen und Ludwigs Rückkehr zur Menschheit, die dieses Mädchen bewirkte, ihn mit Recht zittern

machte. Ihr Umgang mit dem König, so unschuldig er auch war, so unschuldig, selbst nach ihren Begriffen, er bei Ludwigs scheuer Herzlosigkeit und bei ihrer schlichten Frömmigkeit wahrscheinlich geblieben wäre, wurde auf Anstiften des Kardinals ihrem eigenen Gewissen zum Verbrechen gemacht, sie entschloß sich, die Welt zu verlassen, sie ging in ein Kloster; der König weinte heftig als sie von von ihm Abschied nahm. Er besuchte sie nur einmal in ihrem Kloster; er blieb lange am Gitter geheftet und weinte. Richelieu erfuhr es und bebte von neuem, der König durfte sie nicht wiedersehen.

Ein neues Ungewitter bereitete er sich selbst, als er dieses abgewendet hatte; aber Gefahr für Gefahr, konnte er freilich diejenige vorziehen, wo kein Schatten von Tugend auf der Seite seiner Gegner war. Um den König über den Verlust der de la Fayette zu trösten und ihn zugleich von der gefährlichen Sehnsucht nach Empfindung zu entwöhnen, wies ihm der Kardinal einen jungen Menschen, Cinqmars, zum täglichen Umgang an, der die nötigen Talente hatte, um Ludwig XIII. in seinen Kinderspielen Gesellschaft zu leisten. Cinqmars war im ganzen zum Günstling eines Königs verdorben; er beklagte sich oft gegen seine Freunde, daß ihm der Geruch von Ludwigs Atem so unerträglich wäre, daß er darum oft gegen ihn unartig würde, und das Herz abgerechnet, gehören für den Hofmann auch stumpfere Organe als für andere Menschen. Indessen war er dem steten Bedürfnis des Königs, seine Galle auszuschütten, so notwendig, daß dieser sich alles von ihm gefallen ließ. Der vornehmste Gegenstand seiner Klagen war Richelieu's Übermut, und Cinqmars mußte sich dem König durch einen Eid

verbinden, daß er dem Kardinal nie etwas wiedersagen würde. Aber bei den Ansprüchen, die Richelieu an Cinq=mars zu machen hatte, war diese Rolle für ihn gefährlich, und niemand fand sich weniger imstande, ihn zu sichern, als Ludwig. Diese kritische Lage wurde bald entschiedener, als der Kardinal sich dem Wunsch des Königs widersetzte, seinen Oberstallmeister - Cinqmars war zu dieser Stelle gelangt - im geheimen Consil (Rat) zuhören zu lassen. Cinqmars warf sich nun zum Feind des Kardinals auf; die Seele der Verschwörung war, sozusagen, der König selbst, ungeachtet seine bekannte Schwäche einige andere Triebfedern not=wendig zu machen schien. Aber dies eben war der Grund, warum sie mißlang. Die meisten Verschworenen glaubten sich bei dem Anteil, den der Monarch an ihren Plänen nahm, der Verschwiegenheit überhoben; der Kardinal ent=deckte alles, unterschied sehr gut, was ihn retten konnte, und legte dem König die einzelnen Teile der Verschwörung vor, von denen er nicht unterrichtet war und bei welchen seines Bruders Mitwirkung gegen seine kleine Masse von Re=gierungskunst anstieß. Richelieu kannte den König zu gut, um ihm auch nur die Beschämung zu ersparen, in einem Entwurf verwickelt gewesen zu sein, dem geheime Traktaten mit den Feinden des Reiches, den Spaniern, vorhergegangen waren. Ludwig bot zum Unterpfand seiner Treue dem Mi=nister seine Kinder als Geiseln an und erhielt seine Ver=zeihung. Das Schicksal seiner Mitverschworenen ward Ri=chelieu's Henkern überlassen.

Cinqmars wurde enthauptet. Der König pflegte ihn cher ami (lieber Freund) zu nennen; als die Stunde seiner Hin=richtung schlug, zog Ludwig seine Uhr heraus und sagte:

„Cher ami mag jetzt wohl eine trübselige Miene machen."
Der Liebhaber der guten la Fayette hatte seine Natur früh wieder angenommen.
Der Kardinal lag in diesem Zeitpunkt an einer tödlichen Krankheit nieder. Er reiste die Rhone hinauf von Tarascon nach Lyon, weil er die Bewegung des Wagens nicht mehr vertragen konnte, und nahm den Oberstallmeister nach Lyon, wo er hingerichtet wurde, in einem Fahrzeuge mit, das er an das seinige binden ließ. Auch den König hatte er zur Buße gezwungen, nach Tarascon zu ihm zu kommen, und an dem obigen Bonmot Ludwigs XIII. mochte vielleicht die Furcht und der Wunsch, sich dem Kardinal gefällig zu machen, einigen Anteil haben.
De Thou, ein Freund des Oberstallmeisters, dessen einziges Verbrechen war, ihn nicht verraten zu haben, wurde mit ihm hingerichtet. Sein Leben und sein Tod machen den größten Schandfleck des Kardinals. Seine Rechtschaffenheit war allgemein geschätzt und seine Unschuld war so sonnenklar, daß sie die Rachsucht des Kardinals bis zur Dummheit herabsetzt.
Wir finden in einer Geschichte des Kardinals Richelieu's ein Kapitel, welches überschrieben ist: „Milde des Herrn Kardinals gegen seine Feinde" und zum Beweis dient, daß die Niederträchtigkeit der Sklaverei auch den letzten Grad des Unverstandes nicht scheut.
Richelieu und der König fühlten beide den Tod herannahen, aber jeder weidete sich unterdessen an den Plänen, die er auf das frühere Ende des anderen entwarf. Ludwig XIII. wollte – wie er es in seinem siebzehnten Jahre nach Concini's Ermordung schon gewollt hatte – endlich einmal

regieren. Der Kardinal brütete darüber, nach dem Tod des Königs Regent des Reiches zu werden. Aber er starb (den 4. Dezember 1642) einige Monate vor dem König.

Sein Tod war im ganzen sehr erbaulich. Aber als sein Beichtvater ihm die Pflicht vorstellte, seinen Feinden zu verzeihen, antwortete er, daß er keine anderen gehabt hätte als die Feinde des Staates. Diese riesenmäßige Verwechslung war von einer Seite nicht unwahr, und außerdem war die Rede davon, Feinden zu verzeihen, an denen er sich schon gerächt hatte. Zu diesen frommen Versöhnungen auf dem Totenbette versteht man sich leichter als gegen glückliche Feinde.

Der Papst Urban VIII. sagte bei Richelieu's Tode: Wenn ein Gott ist, so wird er's entgelten, ist aber keiner, so war es wahrlich ein tüchtiger Mann! Für einen niedrigeren Geistlichen wäre der Einfall freilich etwas stark gewesen.

Der Kardinal Richelieu war auch nebenher ein schlechter Dichter und er wurde Minister, wenn man seine Verse schlecht fand. Er beschützte daher seine Brüder in Apollo und verfolgte das Genie.

Als der Zar Peter der Große in Paris war, umarmte er die Bildsäule des Kardinals Richelieu und sagte diese Worte: „Lebtest du noch, ich würde dir eine Hälfte meines Reiches geben, daß du mir die andere regieren hälfest." Es würde dann wahrscheinlich sehr darauf angekommen sein, welcher von beiden sein Leben und das ganze Reich behalten hätte.

LAMORAL

GRAF VON EGMONT

Das Andenken des durch die Schlachten von St. Quentin und Gravelingen und durch sein unglückliches Ende in der niederländischen Geschichte so merkwürdigen Grafen von Egmont, des ersten wichtigen Schlachtopfers, welches unter Alba's blutiger Verwaltung für die niederländische Freiheit gefallen, ist durch das Trauerspiel dieses Namens („Egmont" von Goethe) neuerdings wieder aufgefrischt worden. Ein historischer Detail seiner Geschichte, aus glaubwürdigen Quellen geschöpft, dürfte manchen Leser vielleicht interessieren und dies um so mehr, da das öffentliche Leben dieses Mannes in die Geschichte seines Volkes aufs genaueste eingreift.

Lamoral, Graf von Egmont und Prinz von Gaure, wurde im Jahr 1523 geboren. Sein Vater war Johann von Egmont, Kammerherr in Diensten des Kaisers, seine Mutter Franziska eine Prinzessin von Luxemburg. Sein Geschlecht, eines der edelsten in den Niederlanden, schrieb sich von den Herzogen von Geldern her, die ihre Unabhängigkeit lange Zeit hartnäckig gegen das burgundische und österreichische Haus behauptet, endlich aber der Übermacht Karls V. hatten unterliegen müssen; ja es leitete seinen Ursprung bis zu den alten friesischen Königen hinauf. Noch sehr jung trat Lamoral von Egmont in die Kriegsdienste des Kaisers und bildete sich in den französischen Kriegen dieses Monarchen

zum künftigen Helden. Im Jahr 1544 vermählte er sich auf dem Reichstage zu Speyer und im Beisein des Kaisers mit Sabina, Pfalzgräfin von Bayern, einer Schwester Johanns, Kurfürsten von der Pfalz, die ihm drei Prinzen und acht Prinzessinnen gebar. Zwei Jahre darauf wurde er auf einem Kapitel, das der Kaiser zu Utrecht hielt, zum Ritter des goldenen Vließes geschlagen.

Der französische Krieg, welcher im Jahre 1557 unter Philipp II. wieder ausbrach, öffnete dem Grafen von Egmont die Bahn zum Ruhm. Emanuel Philibert, Herzog von Savoyen, der die vereinigte englisch-spanische und niederländische Armee als Generalissimus befehligte, hatte St. Quentin in der Picardie berannt, und der Connetable von Frankreich rückte mit einem Heere von dreißigtausend Mann und dem Kern des französischen Adels herbei, diese Stadt zu entsetzen. Ein tiefer Morast trennt die beiden Heere. Es gelang dem französischen Feldherrn, nachdem er das Lager des Herzogs von Savoyen beschossen und diesen genötigt hatte, seine Stellung zu verlassen, einige hundert Mann in die Stadt zu werfen. Weil die spanische Armee aber gegen sechzigtausend Mann und also noch einmal so stark war als die seinige, so begnügte sich der Connetable, die Besatzung von St. Quentin verstärkt zu haben, in welche sich auch der Admiral Coligny zur Nachtzeit geworfen, und schickte sich deswegen zum Abzug an. Aber eben dies fürchtete man im spanischen Kriegsrat, der in Egmonts Lager gehalten wurde. Egmont, den seine natürliche Herzhaftigkeit hinriß und die schwächere Anzahl des Feindes noch mutiger machte, stimmte hitzig dafür, den Feind anzugreifen und eine Schlacht zu wagen.

Diese Meinung, obgleich von vielen bestritten, behielt die Oberhand. Am 10. August, als am Tage des St. Laurentius, führte der Herzog die Armee durch einen engen Paß, der von den Feinden nur schlecht besetzt war und sogleich verlassen wurde; Egmont mit seinen leichten Reitern voran, ihm folgte der Graf von Hoorne mit tausend schweren Reitern, diesem die Deutsche Reiterei zu zweitausend Pferden unter Anführung der Herzoge Erich und Heinrich von Braunschweig; der Herzog von Savoyen selbst schloß mit dem Fußvolke. Die französische Armee war schon im Abzuge begriffen, Egmonts Reiterei folgte ihr aber so hitzig, daß sie die drei Meilen von St. Quentin noch erreichte. Die Niederländer brachen mit solchem Ungestüm von allen Seiten in den Feind, daß sie seine vordersten Glieder niederwarfen, die Schlachtordnung trennten und das ganze Heer in die Flucht schlugen. Dreitausend Franzosen blieben auf dem Platze, der Herzog von Bourbon wurde erschossen und außer dem Connetable, der verwundet vom Pferde geworfen und mit seinen zwei Söhnen gefangen wurde, kamen noch mehrere aus dem ersten französischen Adel in des Siegers Gewalt. Das ganze Lager wurde erobert und eine große Anzahl Gefangener gemacht. Um diesen herrlichen Sieg, dem die Einnahme von St. Quentin auf dem Fuße folgte, hatte Egmont das doppelte Verdienst, daß er zur Schlacht geraten und daß er sie größtenteils selbst gewonnen hatte.

Bald veränderte die Zurückberufung des Herzogs von Guise aus Italien das Kriegsglück und brachte die Waffen der Franzosen wieder empor. Calais wurde durch ihn den Engländern entrissen, eine französische Armee verheerte Lu-

xemburg, Flandern wurde durch den Marschall von Thermes beunruhigt. Diesem letzteren schickte Philipp den Grafen von Egmont an der Spitze von zwölftausend Mann Fußvolk und zweitausend Pferden entgegen. Der Marschall wollte sich, nachdem er Dünkirchen verbrannt hatte, längs der Küste nach Calais zurückziehen, als ihn Egmont am 13. Juli 1558, eben als er den kleinen Fluß Aa bei Gravelingen passieren wollte, überfiel. Die Franzosen, bei zehntausend Mann zu Fuß und fünfzehnhundert zu Pferde stark, empfingen ihn in Schlachtordnung mit einem mörderischen Feuer, daß gleich beim ersten Angriff sein Pferd unter ihm erschossen wurde. Nichts desto weniger drang er wütend ein, und weil die breite sandige Ebene den Kampf begünstigte, erhob sich ein verzweifeltes Gefecht, wo Hand gegen Hand und Pferd gegen Pferd stritt, desgleichen man in neueren Zeiten wenig Beispiele erlebte. Eine ziemlich lange Zeit blieb der Sieg zwischen diesen beiden gleich tapferen und versuchten Heeren zweifelhaft, bis er endlich durch einen glücklichen Zufall für die Niederländer entschieden wurde.
Der Schall des Geschützes hatte einige englische Schiffe, welche die Königin Maria an dieser Küste kreuzen ließ, um den Paß zwischen Dünkirchen und Calais zu reinigen, herbeigezogen, welche, da es meistens kleine Fahrzeuge waren, nahe genug am Lande anlegten, um einen Flügel der Franzosen mit dem groben Geschütze noch zu erreichen. So klein der Schaden war, den sie anrichteten, da ihre allzu große Entfernung die Wirkung ihres Geschützes beinahe ganz unkräftig machte und dieses Freund und Feind ohne Unterschied traf, so bestürzte doch ihre unvermutete Dazwischenkunft die eine Partei und erhob den Mut der anderen. Graf

Egmont, dem dieses nicht entging, ließ seine Deutschen Reiter der französischen Kavallerie unversehens hinter den Sandbergen hervor in die Flanke fallen und brachte diese dadurch zum Weichen, worauf die burgundische Reiterei heftiger eindrang, die Schlachtordnung trennte und unter dem Fußvolk die Unordnung allgemein machte. Fünfzehnhundert blieben auf dem Platze, außer denen, welche sich durch Schwimmen zu retten suchten und von den Engländern untergetaucht wurden. Von Thermes und seine besten Offiziere, alle verwundet, mußten sich ergeben; Fahnen, Geschütze, nebst der ganzen bisher gemachten Beute kamen in die Hände des Siegers. Ein weit elenderes Schicksal erwartete die, welche dem Treffen entkommen waren und den flämischen Bauern in die Hände fielen. Diese, durch Einäscherung und Ausplünderung ihrer Dörfer gegen die Franzosen in die äußerste Wut gebracht, fielen nun mit mörderischem Grimm über die wehrlosen Flüchtlinge her; die Weiber selbst, erzählt Strada, stellten ihnen durch das ganze Land bandenweise nach, zerfleischten sie mit Nägeln oder schlugen sie langsam mit Prügeln zu Tode, daß von allen, die Dünkirchen verbrannt hatten, fast kein einziger entrann. Zweihundert, welche die Engländer lebendig in die Hände bekamen, schickten sie ihrer Königin nach London, ihren Anteil an dem Siege dadurch außer Zweifel zu setzen. Von den Niederländern wurden nicht vierhundert Tote gezählt. Die schleunige Wiedereroberung der verlorenen Städte war die erste Frucht dieses glorreichen Sieges, in welchem Egmont das Verdienst einem Feldherrn mit der Tapferkeit eines gemeinen Soldaten vereinigt hatte.

Die Niederlagen bei St. Quentin und Gravelingen machten

Heinrich II. (König von Frankreich) sehr zum Frieden geneigt, welcher auch das Jahr darauf, 1559, zu Chateau-Cambresis geschlossen wurde. Die niederländische Reiterei hatte sich in diesem Kriege besonders namhaft gemacht und aller Ruhm häufte sich auf den Grafen Egmont, der sie angeführt hatte. Die flandrischen Städte, die sich vom Ungemach des Krieges, dessen Schauplatz sie gewesen waren, in einem blühenden Frieden wieder erholten, fühlten sich für diese Wohltat dem Grafen Egmont besonders verpflichtet, dessen Tapferkeit ihn dem Feinde abgerungen hatte. Sein Name war in jedermanns Munde und die allgemeine Stimme erklärte ihn zum Helden seiner Zeit. Philipp II. selbst vergab seinem spanischen Stolze so viel, daß er sich öffentlich für seinen Schuldner bekannte und sich dieser Verbindlichkeit auf eine würdige Art zu entledigen versprach.
Bald nach geschlossenem Frieden machte der König Anstalt, die Niederlande zu verlassen und in seine ihm so teueren spanischen Staaten zurückzukehren. Eine der wichtigsten Angelegenheiten, die er noch von seiner Abreise zu berichtigen fand, war die Besetzung der Statthalterschaft, welche nach der Abreise des Herzogs von Savoyen nach Italien jetzt erledigt stand. Unter den Prätendenten, welche zu diesem wichtigen Posten in Vorschlag kamen, stand Graf Egmont mit Wilhelm I., Prinzen von Oranien, obenan, und die Wünsche der Nation blieben zweifelhaft zwischen diesen beiden. Aber Philipp, der es nicht für ratsam hielt, eine so große Gewalt in die Hände eines Volksfreundes zu geben, und der überdem, so sehr er den Grafen von Egmont als einen braven Soldaten schätzte, die feine Staatskunst bei ihm vermißte, die zu einem solchen Posten erforderlich war,

in die Rechtgläubigkeit und Treue des Prinzen von Oranien aber ein nicht ganz unbegründetes Mißtrauen setzte, überging beide und rief seine natürliche Schwester, die Herzogin Margaretha von Parma (außereheliche Tochter Carls V., von einer Niederländerin geboren) aus Italien, die Niederlande während seiner Abwesenheit zu verwalten. Den Grafen Egmont suchte er durch die zwei einträglichen Statthalterschaften über Artois und Flandern, den Prinzen von Oranien durch drei andere über Holland, Seeland und Utrecht zufrieden zu stellen. Aber so glänzend diese Belohnung war und so sehr sie alle diejenigen übertraf, welche dem übrigen hohen Adel zuteil wurden, so konnte sie doch den Ehrgeiz zweier Männer nicht sättigen, die ihre Erwartungen auf etwas Höheres gerichtet hatten, und Philipp hatte durch diesen glänzenden Vorzug nur den Samen zu künftiger Empörung bei ihnen ausgestreut.

Dennoch würde sich ihre Ehrbegierde über diese fehlgeschlagene Erwartung noch endlich beruhigt haben, da es die Schwester ihres Königs war, der sie nachgesetzt wurden, und eine weibliche Regierung ihnen zu dem wichtigsten Anteil an der Gewalt Hoffnung machte. Aber auch diese Hoffnung wurde ihnen durch die Einführung des Bischofs von Arras, nachherigen Kardinals Granvella, in das Ministerium abgeschnitten, den der König seiner Schwester als geheimen Rat an die Seite gab und mit einer ebenso verhaßten als ordnungswidrigen Gewalt bekleidete. Schon seine dunkle Geburt, denn sein Großvater war ein Eisenschmied gewesen, mußte den auf seine Vorzüge äußerst stolzen niederländischen Adel wider die Erhebung dieses Prälaten aufbringen. Aber dieser Unwille war um so gerechter und

heftiger, da Granvella kein Eingeborener war und die Konstitution der Niederlande ausdrücklich alle Ausländer von allen Bedienungen ausschließt. Die Rolle, welche dieser Mann unter der vorigen Regierung in Deutschland gespielt hatte, trug eben nicht dazu bei, ihm das Herz der Niederländer im voraus zu gewinnen. Sein gesetzwidriges Verfahren im Staatsrate zu Brüssel, die Herrschsucht, womit er alle Privilegien der Provinzen mit Füßen trat, seine Habsucht, seine üppige Lebensart, sein hochfahrendes Wesen, der Druck, worunter er den hohen Adel hielt, und das geringschätzige Betragen, das er gegen verschiedene von den Großen affektierte, brachte die Erbitterung gegen ihn aufs höchste und reizte den größten Teil unter ihnen an, sich gegen diesen gemeinschaftlichen Feind zu verbinden.

Die Einsetzung von dreizehn neuen Bistümern, ein Werk dieses Ministers, brachte bald die gesamte niederländische Nation gegen ihn in Harnisch. Außerdem daß diese eigenmächtige Erweitung der Hierarchie, bei der man die Stände nicht zu Rate gezogen hatte, den Territorialfreiheiten der Provinzen zuwiderlief, drohte sie zugleich ihrer Verfassung den Umsturz, weil vorauszusehen war, daß diese neuen Stände dem Hofe, dem sie ihre Existenz dankten, aufs eifrigste anhangen und die Mehrheit der Stimmen in den Versammlungen auf die Seite des Königs neigen würden. Alle Äbte und Mönche erhitzten sich gegen die neuen Bischöfe, weil diese an die Einkünfte der Klöster und Stiftungen und als Reformatoren des Klerus aufgestellt waren. Der gemeine Mann verabscheute sie als Werkzeuge des verhaßten Inquisitionsgerichtes, das man ihnen schon auf dem Fuße folgen sah. Die grausamen Prozeduren, welche,

den strengen Religionsedikten gemäß gegen die Ketzer ergingen, die Insolenz der spanischen Truppen, welche noch von dem letzten Kriege her, der Konstitution zuwider, in den Grenzstädten in Besatzung lagen und deren längeres Verweilen man aufs verhaßteste erklärte, mit den Privatbeschwerden gegen den Minister verbunden - alles dies wirkte zusammen, die Nation mit Besorgnissen zu erfüllen und den Adel wie das Volk gegen das Joch des Ministers zu empören.

Unter den Mißvergnügten taten sich der Prinz von Oranien, Graf Egmont und Graf von Hoorne aufs engste zusammen. Alle drei waren Staatsräte und hatten von der Herrschaft des Kardinals gleiche Kränkungen erfahren. Nachdem sie vergebens versucht hatten, sich unter dem übrigen Adel eine Partei zu machen, den eine knechtische Furcht vor dem Minister noch von einem kühneren Schritt abschreckte, führten sie ihr Vorhaben für sich allein aus und setzten ein gemeinschaftliches Schreiben an den König auf, worin sie den Minister förmlich als den Feind der Nation und als die Ursache aller bisherigen Unruhen anklagten. Sie erklärten, daß das allgemeine Mißvergnügen nicht aufhören würde, solange dieser verhaßte Prälat am Staatsruder säße und daß sie selbst nicht mehr im Staatsrat erscheinen könnten, wenn es Sr. Majestät nicht gefiele, diesen Mann zu entfernen. Da auf dieses Gesuch nichts erfolgte, so verließen sie den Staatsrat wirklich, von welchem der Kardinal nun einen unbeschränkten Besitz nahm.

Da es ihnen auf diesem Weg mißlungen war, den Minister zu entfernen so suchten sie es durch Verspottung seiner Person und seiner Verwaltung dahin zu bringen, daß er selbst

resignierte. Ein lustiger Einfall, den Egmont hatte, der sämtlichen Dienerschaft des Adels eine gemeinschaftliche Livree zu geben, worauf eine Narrenkappe gestickt war, setzt den Kardinal, auf den diese gedeutet wurde, dem allgemeinen Gelächter aus, daß der Hof sich dareinmengen und diese Livree verbieten mußte. Die Ausgelassenheit des Pöbels gegen den Minister ging so weit, daß man ihm Pasquille (Spottschriften) in die Hand schob, wenn er sich öffentlich zeigte. Er hatte dem Haß der ganzen Nation Trotz geboten, aber diesen Grad öffentlicher Verachtung konnte er nicht ertragen. Er legte seine Ministerstelle nieder und verließ die Provinzen.

Nach dem Abzuge Granvella's hatte der Graf von Egmont beinahe den ersten Platz in der Gunst der Regentin. Da es aber an einer festen Hand fehlte, den unter sich selbst entzweiten und von dem verschiedensten Privatinteresse gelenkten Adel zusammenzuhalten, so wurde die Anarchie allgemein, die Justiz wurde schlecht verwaltet, die Finanzen vernachlässigt, das Religionswesen geriet in Verfall und die Sekten griffen um sich. Eine geschärfte Erneuerung der Religionsedikte von Spanien aus war die nächste Folge dieser Zerrüttung. Aber das Volk, durch die bisherige Nachsicht verwöhnt, wollte dieses Joch nicht mehr tragen. Um eben diese Zeit sollten die Schlüsse der Tridentinischen Kirchenversammlung in den Niederlanden zur Vollstreckung gebracht werden. Ihr Inhalt stritt mit den Gerechtigkeiten der Provinzen, und alle Stände lehnten sich dagegen auf. Um den König auf andere Gedanken zu bringen, schickte die Regentin den Grafen von Egmont nach Spanien, der ihn durch mündliche Berichte besser, als sich durch Briefe tun ließ, von

dem gegenwärtigen Zustande der Dinge unterrichten konnte. Egmont reiste im Januar 1565 aus den Niederlanden ab.
Der Empfang, der ihm in Madrid widerfuhr, war auszeichnend. Der König und alle seine kastilianischen Großen beeiferten sich um die Wette, seiner Eitelkeit zu schmeicheln. Alle seine Privatgesuche wurden ihm über alle seine Erwartungen gewährt und die Gewährungen noch bei seinem Abschiede mit einem Geschenk von 50000 Gulden begleitet. Sanfte Vorwürfe über den Mutwillen gegen Granvella, die ihm der König in einer Privataudienz machte, mußten sein Vertrauen in dessen Aufrichtigkeit eher vermehren als vermindern. Von den Gesinnungen des Königs gegen die niederländische Nation wurden ihm von diesem selbst und von allen seinen Räten die besten Versicherungen gegeben. Der König, hieß es, wolle nach den besseren Belehrungen, die er nunmehr durch den Grafen erhalten, auf das einstimmige Verlangen der Provinzen Rücksicht nehmen und den Weg der Güte gewaltsamen Maßregeln vorziehen. Egmont verließ Madrid als ein Glücklicher – er erfüllte die Niederlande mit Lobpreisung des Monarchen, während schon neue Mandate hinter ihm hereilten, die seine Versicherungen Lügen straften.
Zu spät erwachte er von seinem Taumel. Die allgemeine Stimme klagte ihn an, daß er über seinem Privatnutzen das allgemeine Beste hinangesetzt habe. Er schrie über die spanische Arglist und drohte alle seine Bedienungen niederzulegen. Aber es blieb bei der Drohung. – Egmont hatte elf Kinder und Schulden drückten ihn. Er konnte den König nicht entbehren.
Die Abkündigung der geschärften Religionsedikte hatte die

Verbindung des niederen Adels zur Folge, die unter dem Namen des Geusenbundes bekannt ist. An der Konföderation nahm Egmont selbst keinen Anteil, aber viele seiner vertrauten Freunde und Lehnleute traten ihr bei; sein eigener Sekretär, Johann Casenbrod von Backerzeel, war darunter. Dieser Umstand erschwerte in der Folge seine Verschuldung. Er habe dieses gewußt, hieß es, und diesen Menschen dennoch in seinen Diensten behalten - und dadurch sei er selbst des Hochverrates schuldig.
Einstmals, als die verbundenen Edelleute im Kuilemburgischen Hause zu Brüssel von dem Grafen von Brederode bewirtet wurden, führte ihn der Zufall mit einigen seiner Freunde an diesem Hause vorbei. Eine unschuldige Neugierde zog ihn hinein. Er wurde genötigt, mitzutrinken. Die Gesundheit der Geusen kam auf, er tat Bescheid, ohne zu wissen, was man damit wollte. Auch darauf wurde nachher eine Anklage wegen Hochverrates gegründet.
Bald nach Errichtung des Geusenbundes brach die Bilderstürmerei in den Provinzen aus. Die Statthalter eilten von Brüssel weg nach ihren Distrikten, um die Ruhe wieder herzustellen. Hier zeichnete sich Egmont durch seinen Diensteifer vor allen übrigen aus. Er ließ in Artois und Flandern viele Aufrührer am Leben strafen und brachte die Protestanten zur Ruhe. Aber auch diesen großen Dienst rechnete man ihm nachher als Hochverrat an, weil er den Protestanten einige geringe Konzessionen erteilt hatte, die er ihnen mit Gewalt zu verweigern nicht im Stande gewesen wäre.
Die Exzesse der öffentlichen Predigten und der Bilderstürmerei gaben den alten unversöhnlichen Feinden des niederländischen Volkes, dem Kardinal Granvella, der sei-

nen Einfluß auf den König noch immer behalten hatte, dem Herzog von Alba und dem Großinquisitor Spinosa die Waffen in die Hand, den Häuptern des niederländischen Adels im Gemüte des Königs eine tödliche Wunde zu versetzen. Alle diese Unordnungen wurden ihnen zur Last gelegt. Ihre Lauigkeit im Dienste des Königs, ihre Nachsicht gegen die einreißenden Sekten, ihre heimlichen Intrigen und Aufmunterungen, ihr Beispiel in der Widersetzlichkeit, ihre Verbindungen mit den konföderierten Geusen - alles dieses mußte nun zusammengewirkt haben, den Mut der Rebellen zu erheben und ihre Ausschweifungen zu begünstigen. Dazu kam, daß viele dieser Wahnsinnigen, die man beim Bilderstürmen ergriffen und zum Tode verurteilt hatte, sich mit den Namen des Prinzen von Oranien, des Grafen Egmont, von Hoorne und anderer waffneten und ihre eigenen Schandtaten dadurch zu beschönigen suchten. Freilich würde ohne die lauten Protestationen, welche die niederländischen Großen gegen die grausamen Strafbefehle eingelegt hatten, das gemeine Volk nie so kühn gewesen sein, diese Befehle öffentlich zu verhöhnen und in solche Gewalttätigkeiten auszubrechen. Aber mit welchem Rechte konnte man Folgen, an welche jene nie gedacht hatten, auf ihre Rechnung setzen? - Jene Protestationen konnten sich mit der strengsten Treue gegen den Monarchen vertragen, und das Beste der Nation, deren Stellvertreter sie waren, machte sie ihnen zu einer heiligen Pflicht - wie konnte man sie für die unglücklichen Folgen ihrer löblichen Absichten verantwortlich machen?
Das Conseil in Segovien (der Ministerrat Philipps II.) urteilte anders. Man überredete den König, die bisherige Verfahrungsart zu verändern, das Volk als den betrogenen

Teil zu schonen und die Großen zu züchtigen. Es ist nicht zu leugnen, daß der Schein gegen diese sprach, und ein Monarch wie Philipp konnte ihr Betragen nicht wohl aus einem anderen Gesichtspunkt betrachten. Der niederländische Adel machte Ansprüche, die in der ganzen Monarchie ohne Beispiel waren. Auf die stolzen Titel von ständischer Freiheit gestützt, durch die Vorliebe und Schwäche Carls V. für sein Vaterland (er war in den Niederlanden geboren) noch mehr in einem Eigendünkel bestärkt, den er schon in so reichem Maße besaß, ließ er sich in allen seinen Handlungen von einem Geiste der Ungebundenheit leiten, der bis zum Mutwillen ging und mit dem Prinzip eines Monarchen ganz unverträglich war. Was in Brüssel eine ganz gewöhnliche und erlaubte Freiheit war, mußte notwendig in Madrid als die gesetzwidrigste Anmaßung in die Augen fallen. Auch die kastilianische Grandezza war auf ihre Vorzüge stolz. Aber ein Monarch, der diese anerkannte, konnte sie an ihrem eigenen Stolze wie an einem Gängelbande leiten. Der Geist der Unabhängigkeit, der unter den spanischen Großen noch nicht hatte unterdrückt werden können, vertrug sich mit der Monarchie, ja sogar mit dem Despotismus, weil eben diese Großen durch den Despotismus, den sie über ihre eigenen Untertanen ausübten, daran gewöhnt waren; da im Gegenteil der niederländische Adel ganz verlernt hatte, Despotismus zu ertragen, weil er selbst freien Leuten gebot, weil er selbst keinen ausüben durfte.

Bei diesem widrigen Vorurteile des Königs gegen die Häupter des niederländischen Adels war es kein Wunder, daß er sich den gewalttätigsten Maßregeln gegen sie überließ. Von jetzt an war das Verderben des Prinzen von

Oranien, des Grafen von Egmont, von Hoorne und vieler anderer im Stillen beschlossen. Um sie aber in die Schlinge zu locken, die man ihnen bereitete, mußten sie durch verstellte Äußerungen seiner Zufriedenheit erst sicher gemacht werden. Man schrieb ihnen die gnädigsten Briefe, die von Vertrauen und Wohlgewogenheit überflossen. Die Anschuldigungen und Vorwürfe, die man auf eine geschickte Art einmischte, gaben diesen Versicherungen einen Schein von Aufrichtigkeit und stürzten sie in eine gefährliche Ruhe, als wenn dies alles wäre, was man über sie zu klagen hätte. Dem Grafen von Egmont sagte man oft harte Dinge in diesen Briefen; um so weniger fiel es ihm ein, daß noch etwas im Hinterhalt sein könnte.

So leicht Egmont in die Schlinge zu ziehen war, so schwer hielt es, den Prinzen von Oranien zu täuschen. Eine glücklichere Kombinationsgabe, mehr Kenntnis der Welt und der Höfe und die Aufmerksamkeit seiner Feinde bewahrten ihn vor Betrug. Gerade um dieselbe Zeit, wo der König in Versicherungen seiner Zufriedenheit gegen ihn und seine Freunde so verschwenderisch war, entdeckte ihm ein aufgefangener Brief von einem spanischen Botschafter aus Paris die wahren Gesinnungen des Königs. Bei einer Zusammenkunft, die er mit dem Grafen von Egmont, von Hoorne, von Hoogstraten und von Nassau zu Dendermonde in Flandern veranstaltete, legte er ihnen dies Schreiben vor, dessen Inhalt noch durch ein anderes, welches Hoorne um dieselbe Zeit aus Madrid erhalten, bestätigt wurde. Man wollte sich über die Maßregeln vereinigen, die man in dieser dringenden Gefahr gemeinschaftlich zu nehmen hätte; man sprach von gewaltsamer Widersetzung, wobei besonders auf

Egmonts Ansehen bei den niederländischen Truppen sehr gerechnet wurde. Aber wie erstaunte man, als dieser dazwischen trat und sich auf folgende Art erklärte: „Lieber" – sagte er – „mag alles über mich kommen, als das ich das Glück so verwegen versuchen sollte. Das Geschwätz des Spaniers Alava rührt mich wenig – wie sollte dieser Mensch dazu kommen, in das verschlossene Gemüt seines Herrn zu schauen und seine Geheimnisse zu entziffern? Die Nachrichten, welche uns Montigny gibt, beweisen nichts weiter, als daß der König eine sehr zweideutige Meinung von unserem Diensteifer hegt und Ursache zu haben glaubt, ein Mißtrauen in unsere Treue zu setzen, und dazu, deucht mir, hätten wir ihm durch das Vergangene Anlaß gegeben. Auch ist es mein ernstlicher Vorsatz, durch Verdoppelung meines Eifers seine Meinung von mir zu verbessern und durch mein künftiges Verhalten den Verdacht auszulöschen, den mein bisheriges Betragen auf mich geworfen haben mag. Und wie sollte ich mich aus den Armen meiner zahlreichen und hilfsbedürftigen Familie reißen, um mich an fremden Höfen als ein Landflüchtiger herumzutragen, eine Last für jeden, der mich aufnimmt, jedens Sklave, der sich herablassen will, mir unter die Arme zu greifen, ein Knecht von Ausländern, um leidlichem Zwang in meiner Heimat zu entgehen? Nimmermehr kann der Monarch ungütig an einem Diener handeln, der ihm sonst lieb und teuer war und der sich ein begründetes Recht auf seine Dankbarkeit erworben. Nimmermehr wird man mich überreden, daß er, der für sein niederländisches Volk so gnädige Gesinnungen gehegt und so nachdrücklich mir beteuert hat, jetzt so despotische Anschläge dagegen schmiede. Haben wir nur erst dem

Lande seine vorige Ruhe wiedergegeben, die Rebellen gezüchtigt, den katholischen Gottesdienst wiederhergestellt, so glauben Sie mir, daß man von keinen spanischen Truppen mehr hören wird; und dies ist es, wozu ich Sie alle durch meinen Rat und durch mein Beispiel auffordere und wozu auch bereits die meisten unter dem Adel sich neigen. Ich meinesteils fürchte nichts von dem Zorn des Monarchen. Mein Gewissen spricht mich frei. Mein Schicksal steht bei seiner Gerechtigkeit und Gnade."

Alle Gegenvorstellungen des Prinzen von Oranien waren fruchtlos. Der Ausbruch der Bilderstürmerei hatte dem Grafen von Egmont die Augen über sein Betragen geöffnet. Er war ein eifriger Katholik und dem Könige aus mehr als einem Grunde und mehr, als er selbst wußte, ergeben. Ein fortgesetzter Briefwechsel mit dem Hofe, vertraute Verhältnisse mit der Regentin und mehr als dies alles die persönlichen Verbindlichkeiten, die er mit dem Könige hatte, hielten ihn aufs engste an die Krone angeschlossen. Wie sehr mußten ihn also die unerhörten Gewalttätigkeiten empören, welche sich die Sekten unter dem Titel einer Freiheit herausnahmen, die er bis jetzt in den unschuldigsten Absichten für sie verfochten hatte! Von jetzt an trennte er seine Sache ganz von der ihrigen und gab sich zu allen Maßregeln her, welche die Regentin gegen sie in Ausübung brachte. Als diese von dem gesamten Adel einen neuen Eid der Treue verlangte, war er einer der ersten, die ihn leisteten.

Um diese Zeit wurde in Spanien die Absendung eines spanischen Kriegsheeres nach den Niederlanden beschlossen, welches der Herzog von Alba anführen sollte. In den Provinzen selbst hatte die Regentin durch den Weg der Waffen

die Ruhe wieder hergestellt und die Protestanten beinahe ganz unterdrückt. Da die Unordnungen getilgt und das Land beruhigt war, so konnte diese bewaffnete Ankunft des Herzogs keinen anderen Zweck haben als die Bestrafung des Vergangenen und Unterdrückung der gefürchteten Großen. Mehr noch als die Winke, welche man von Spanien aus erhielt, bestätigte dies der persönliche Charakter des Herzogs von Alba.

Der Schrecken dieses Gerüchtes führte den rebellischen Adel zu den Füßen der Regentin. Die sich zu hart vergangen hatten, um noch Vergebung hoffen zu können oder den schwankenden Versicherungen von Gnade nicht trauten, flohen eilfertig aus dem Lande und ließen lieber alle ihre Güter im Stiche. Der Prinz von Oranien war unter diesen, aber noch vor seinem Abschiede versuchte er, den Grafen von Egmont zu einem ähnlichen Entschluß zu vermögen. In Willebroek, einem Dorfe zwischen Antwerpen und Brüssel geschah die Zusammenkunft, welcher auch der Graf von Mansfeld und ein Geheimschreiber der Regentin beiwohnte. Nachdem letztere, in Vereinigung mit dem Grafen von Egmont, umsonst versucht hatten, den Entschluß des Prinzen von Oranien zu erschüttern, folgte jener dem Prinzen an ein Fenster.

„Es wird dir deine Güter kosten, Oranien," sagte Egmont, „wenn du auf diesem Vorsatz bestehest!" „Und dir dein Leben, Egmont, wenn du den deinigen nicht änderst," antwortete der Prinz. „Mir wenigstens wird es Trost sein in jedem Schicksal, daß ich Freunde und Vaterland in der Stunde der Not durch Beispiel und Rat unterstützte; du

wirst Freunde und Vaterland in ein Verderben mit dir hinabziehen."
Noch einmal wandte der Prinz seine ganze Beredsamkeit an, seinen Freund über die nahe Gefahr aufzuklären und ihn zu einem heilsamen Entschluß zu bewegen, aber umsonst. Egmont war mit tausend Banden an sein Vaterland gekettet, eine törichte Zuversicht hiel seine Augen gebunden, und sein Verhängnis stellte sich ihm entgegen.
„Nimmermehr wirst du mich bereden, Oranien," sagte er, die Dinge in diesem trüben Lichte zu sehen, worin sie dir erscheinen. Hab' ich es erst dahin gebracht, die Rebellen zu Boden zu treten und den Provinzen ihre vorige Ruhe wiederzugeben, was kann mir der König anhaben? Der König ist gütig und gerecht, ich habe mir Ansprüche auf seine Dankbarkeit erworben. Soll ich durch eine schimpfliche Flucht mich selbst ihrer unwert erklären?" - „Wohlan," rief Oranien aus, „so wage es denn auf diese königliche Dankbarkeit. Aber mir sagte eine traurige Ahnung - und gebe der Himmel, daß sie mich betrüge! -, daß du die Brücke sein werdest, Egmont, über welche die Spanier in das Land setzen, und die sie abbrechen werden, wenn sie darüber sind." - Nach diesen Worten umarmte er ihn noch einmal; seine Augen waren feucht; sie hatten einander zum letztenmal gesehen.
Egmont war einer der ersten, die den Herzog von Alba bei seinem Eintritt in Luxemburg begrüßten. Als ihn letzterer von fern kommen sah, sagte er zu denen, die neben ihm standen: „Da kommt der große Ketzer!" Egmont, der es gehört hatte, stand betreten still und erblaßte. Als ihn aber der Herzog mit erheitertem Gesicht bewillkommte, war diese

Warnung sogleich vergessen. Er machte dem Herzog ein Geschenk mit zwei schönen Pferden, um seine Freundschaft zu gewinnen.

Zwei so entgegengesetzte Charaktere wie Egmont und Alba, konnten nie Freunde sein. Aber eine frühe Eifersucht im Kriegsruhm hatten dem Herzog längst eine stille Feindschaft gegen Egmont eingeflößt, die durch einige unbedeutende Kleinigkeiten genährt wurde. Egmont hatte ihm einmal beim Würfelspiel mehrere tausend Goldgulden abgenommen – eine Beleidigung, die der karge Spanier nie verzeihen konnte. Ein andermal wurde er von dem Grafen bei einem Scheibenschießen in Brüssel auf den Wettkampf herausgefordert und überwunden. Ganz Brüssel bezeigte laut seine Freunde und frohlockte, daß der Flamänder über den Spanier Meister geworden sei. Solche Kleinigkeiten vergessen sich unter Menschen nie, die im Großen gegen einander stoßen; und Alba konnte so wenig vergeben als sein König.

Die ersten Tage seiner Anwesenheit in Brüssel verhielt sich der Herzog ganz ruhig; er mußte den Adel erst sicher machen, um alle diejenigen herbeizulocken, um die es ihm zu tun war. Der Graf von Hoorne hatte es für ratsam gehalten, nicht beim Empfange zu sein. Aber die Versicherungen, die ihm Egmont von den guten Gesinnungen des neuen Statthalters gab, machten ihm Mut, daß er in kurzer Zeit auch herbeikam. Der Graf von Hoogstraten fehlte allein noch, dem unter einem Geschäftsvorwand befohlen wurde, in Brüssel zu erscheinen. Ein glücklicher Zufall bewahrte ihn vor seinem Verderben.

Zu lange wollte indessen der Herzog diesen wichtigen Schritt

nicht verschieben. Das Geheimnis konnte verlauten und seine Opfer entwischten ihm. Der Tag wurde also angesetzt, wo man sich der beiden Grafen von Hoorne und von Egmont versichern wollte. Zu gleicher Zeit sollten ihre Sekretäre verhaftet und ihre Briefschaften in Verwahrung genommen werden. Der spanische Gouverneur in Antwerpen, Graf von Lodrona, hatte Befehl, sich an dem nämlichen Tage des Bürgermeisters zu bemächtigen und, sobald es geschehen, dem Herzog durch eine Estaffette Nachricht davon zu geben.

An diesem Tage wurden die Grafen von Mansfeld, von Hoorne, von Egmont, von Barlaimont, von Arschot und andere nebst den Söhnen des Herzogs und den vornehmsten spanischen Offizieren unter dem Vorwande einer außerordentlichen Beratschlagung im Kuilemburgischen Hause, wo des Herzogs Quartier war, versammelt. Der Herzog unterhielt sich mit ihnen über den Plan einer Zitadelle, die er in Antwerpen wollte anlegen lassen, und suchte die Sitzung so sehr als möglich zu verlängern, weil er keinen Schritt tun wollte, ehe er wußte, wie sein Anschlag in Antwerpen ausgefallen sei. Um dieses mit desto weniger Verdacht zu tun, ließ er sich von dem Kriegsbaumeister Paciotto, den er aus Italien mitgebracht, den Riß zu der Festung vorlegen und die Ritter ihr Gutachten davon sagen. Endlich als der Kurier von Antwerpen mit günstigen Zeitungen eingetroffen, entließ er das Konseil. Egmont wollte sich nun mit dem Sohne des Herzogs hinwegbegeben, als ihm der Hauptmann von der Leibwache des Herzogs, Sancho von Avila, in den Weg trat und zu gleicher Zeit eine Schar spanischer Soldaten sichtbar wurde, die ihm Flucht

und Verteidigung unmöglich machten. Der Offizier forderte ihm den Degen ab, den er mit vieler Fassung auslieferte. „Dieser Stahl", sagte er, „hat die Sache des Königs schon einigemal nicht ohne Glück verteidigt."
In der nämlichen Stunde wurde auch der Graf von Hoorne in einem anderen Teil des Palastes gefangen genommen. Hoorne fragte, wie es mit Egmont stünde. Man sagte ihm, daß dieser in eben dem Augenblicke auch in Verhaft genommen würde, worauf er sich ohne Widerstand ergab. „Von ihm hab' ich mich leiten lassen", rief er aus; „es ist billig, daß ich ein Schicksal mit ihm teile."
Während dieses in dem Kuilemburgischen Hause vorging, stand ein spanisches Regiment vor demselbigen unter dem Gewehre.
Beide Grafen wurden einige Wochen nach ihrer Verhaftung unter einer Eskorte von dreitausend spanischen Soldaten nach Gent geschafft, wo sie länger als acht Monate in der Zitadelle verwahrt wurden. Ihr Prozeß wurde in aller Form von dem Rat der Zwölfe, den der Herzog zu Untersuchungen über die vergangenen Unruhen in Brüssel niedergesetzt hatte, vorgenommen und der Generalprokurator Johann du Bois mußte die Anklage aufsetzen. Die, welche gegen Egmont gerichtet war, enthielt neunzig verschiedene Klagepunkte, und sechzig die andere, welche den Grafen von Hoorne anging. Es würde zu weitläufig sein, sie hier anzuführen, auch sind oben schon einige Muster davon gegeben worden. Jede noch so unschuldige Handlung, jede Unterlassung wurde aus dem Gesichtspunkte betrachtet, den man gleich im Eingange festgesetzt hatte, „daß beide Grafen, in Verbindung mit dem Prinzen von Oranien, getrachtet haben

sollten, das königliche Ansehen in den Niederlanden über den Haufen zu werfen und sich selbst die Regierung des Landes in die Hände zu spielen". Granvellas Vertreibung, Egmonts Absendung nach Madrid, die Konföderation der Geusen, die Bewilligungen, welche sie in ihren Statthalterschaften den Protestanten erteilt - alles dieses mußte nun in Hinsicht auf jenen Plan geschehen sein, alles Zusammenhang haben. Die nichtsbedeutendsten Kleinigkeiten wurden dadurch wichtig, und eine vergiftete die andere. Nachdem man zur Vorsorge die meisten Artikel schon einzeln als Verbrechen beleidigter Majestät behandelt hatte, so konnte man um so leichter aus allen zusammen dieses Urteil herausbringen.

Jedem der beiden Gefangenen wurde die Anklage zugeschickt, mit dem Bedeuten, binnen fünf Tagen darauf zu antworten. Nachdem sie dieses getan, erlaubte man ihnen, Defensoren und Prokuratoren anzunehmen, denen freier Zutritt zu ihnen verstattet wurde. Da sie des Verbrechens der beleidigten Majestät angeklagt waren, so war es keinem ihrer Freunde erlaubt, sie zu sehen. Graf Egmont bediente sich eines Herrn von Landas und einiger geschickten Rechtsgelehrten aus Brüssel.

Ihr erster Schritt war, gegen das Gericht zu protestieren, das über sie sprechen sollte, da sie als Ritter des goldenen Vlieses nur von dem König selbst, als dem Großmeister dieses Ordens, gerichtet werden könnten. Aber diese Protestation wurde verworfen und darauf gedrungen, daß sie ihre Zeugen vorbringen sollten, widrigenfalls man in contumaciam gegen sie fortfahren würde. Egmont hatte auf zweiundachtzig Punkte mit den befriedigendsten Gründen

geantwortet; auch der Graf von Hoorne beantwortete seine Anklage Punkt für Punkt. Klageschrift und Rechtfertigung sind noch vorhanden; jedes unbefangene Tribunal würde sie auf eine solche Verteidigung freigesprochen haben. Der Fiskal drang auf ihre Zeugnisse, und Herzog Alba ließ wiederholte Dekrete an sie ergehen, damit zu eilen. Sie zögerten von einer Woche zur anderen, indem sie ihre Protestationen gegen die Unrechtmäßigkeit des Gerichtes erneuerten. Endlich setzte ihnen der Herzog noch einen Termin von neun Tagen, ihre Zeugnisse vorzubringen; nachdem sie auch diese hatten verstreichen lassen, wurden sie für überwiesen und aller Verteidigung verlustig erklärt.

Während daß dieser Prozeß betrieben wurde, verhielten sich die Verwandten und Freunde der beiden Grafen nicht müßig. Egmonts Gemahlin, eine geborene Herzogin von Bayern, wandte sich mit Bittschriften an die Deutschen Reichsfürsten, an den Kaiser, an den König von Spanien; so auch die Gräfin von Hoorne, die Mutter des Gefangenen, die mit den ersten fürstlichen Familien Deutschlands in Freundschaft oder Verwandtschaft stand. Alle protestierten laut gegen dieses gesetzwidrige Verfahren und wollten die Deutsche Reichsfreiheit, worauf der Graf von Hoorne als Reichsgraf noch besonderen Anspruch machte, die niederländische Freiheit und die Privilegien des Ordens vom goldenen Vliese dagegen geltend machen. Die Gräfin von Egmont brachte fast alle Höfe für ihren Gemahl in Bewegung; der König von Spanien und sein Statthalter wurden von Interzessionen belagert, die von einem zum anderen gewiesen und von beiden verspottet wurden. Die Gräfin von Hoorne sammelte von allen Rittern des Vlieses aus Spanien,

Deutschland, Italien Zertifikate zusammen, die Privilegien des Ordens dadurch zu erweisen. Alba wies sie zurück, indem er erklärte, daß sie in dem jetzigen Falle keine Kraft hätten. Die Verbrechen, deren man die Grafen beschuldigte, seien in Angelegenheiten der niederländischen Provinzen begangen, und er, der Herzog, von dem Könige über alle niederländischen Angelegenheiten zum alleinigen Richter gesetzt.

Vier Monate hatte man dem Fiskal zu seiner Klageschrift eingeräumt und fünfe wurden den beiden Grafen zu ihrer Verteidigung gegeben. Aber anstatt Zeit und Mühe durch Herbeischaffung ihrer Zeugnisse, die ihnen wenig genützt haben würden, zu verlieren, verloren sie sie lieber durch Protestationen gegen ihre Richter, die ihnen noch weniger nützen. Durch jene hätten sie doch wahrscheinlich das letzte Urteil verzögert, und in der Zeit, die sie dadurch gewannen, hätten die kräftigen Verwendungen ihrer Freunde vielleicht doch noch von Wirkung sein können; durch ihr hartnäckiges Beharren auf Verwerfung des Gerichtes gaben sie dem Herzog die Gelegenheit in die Hand, den Prozeß zu verkürzen. Nach Ablauf des letzten äußersten Termins, am 1. Junius 1568, erklärte sie der Rat der Zwölfe für schuldig und am vierten dieses Monats folgte das letzte Urteil gegen sie.

Die Hinrichtung von 25 edeln Niederländern, welche binnen drei Tagen auf dem Markte zu Brüssel enthauptet wurden, war das schreckliche Vorspiel von dem Schicksal, welches beide Grafen erwartete. Johann Casenbrod von Backerzeel, Sekretär bei dem Grafen von Egmont, war einer dieser Unglücklichen, welcher für seine Treue gegen seinen Herrn,

die er auch auf der Folter standhaft behauptete, und für seinen Eifer im Dienst des Königs, den er gegen die Bilderstürmer bewiesen, diesen Lohn erhielt. Die übrigen waren entweder bei dem geusischen Aufstand mit den Waffen in der Hand gefangen oder wegen ihres ehemaligen Anteils an der Bittschrift des Adels als Hochverräter eingezogen und verurteilt worden.

Der Herzog hatte Ursache, mit Vollstreckung der Sentenz zu eilen. Graf Ludwig von Nassau hatte dem Grafen von Aremberg bei dem Kloster Heiligerlee in Groningen ein Treffen geliefert und das Glück gehabt, ihn zu überwinden. Gleich nach dem Siege war er vor Groningen gerückt, welches er belagert hielt. Das Glück seiner Waffen hatte den Mut seines Anhangs erhoben, und der Prinz von Oranien, sein Bruder, war mit einem Heere nahe, ihn zu unterstützen. Alles dies machte die Gegenwart des Herzogs in diesen entlegenen Provinzen notwendig; aber ehe das Schicksal zweier so wichtiger Gefangenen entschieden war, durfte er es nicht wagen, Brüssel zu verlassen. Die ganze Nation war ihnen mit einer enthusiastischen Ergebenheit zugetan, die durch ihr unglückliches Schicksal nicht wenig vermehrt ward. Auch der streng katholische Teil gönnte dem Herzog den Triumph nicht, zwei so wichtige Männer zu unterdrücken. Ein einziger Vorteil, den die Waffen der Rebellen über ihn davontrugen, oder auch nur das bloße erdichtete Gerücht davon in Brüssel war genug, eine Revolution in dieser Stadt zu bewirken, wodurch beide Grafen in Freiheit gesetzt würden. Dazu kam, daß die Bittschriften und Interzessionen, die von seiten der Deutschen Reichsfürsten bei ihm sowohl als bei dem König von Spanien einliefen, täg-

lich mehr wurden, ja, daß Kaiser Maximilian II. selbst der Gräfin von Egmont versichern ließ, sie habe für das Leben ihres Gemahls nichts zu besorgen; welche wichtige Verwendung den König endlich doch zum Vorteil der Gefangenen umstimmen konnten. Ja, der König konnte vielleicht, im Vertrauen auf die Schnelligkeit seines Statthalters, den Vorstellungen so vieler Fürsten zum Schein nachgeben und das Todesurteil gegen die Gefangenen aufheben, weil er sich versichert hielt, daß diese Gnade zu spät kommen würde. Gründe genug, daß der Herzog mit der Vollstreckung der Sentenz nicht säumte, sobald sie gefällt war.

Gleich den anderen Tag wurden beide Grafen unter einer Bedeckung von dreitausend Spaniern aus der Zitadelle von Gent nach Brüssel gebracht und im Brodhause auf dem großen Markt gefangen gesetzt. Am anderen Morgen wurde der Rat der Unruhen versammelt; der Herzog erschien gegen seine Gewohnheit selbst, und die beiden Urteile, kuvertiert und versiegelt, wurden von dem Sekretär Praets erbrochen und öffentlich abgelesen. Beide Grafen waren der beleidigten Majestät schuldig erkannt, weil sie die abscheuliche Verschwörung des Prinzen von Oranien begünstigt und gefördert, die konföderierten Edelleute in Schutz genommen und in ihren Statthalterschaften und anderen Bedienungen dem König und der Kirche schlecht gedient hätten. Beide sollten öffentlich enthauptet, ihre Köpfe auf Spieße gesteckt und ohne ausdrücklichen Befehl des Herzogs nicht abgenommen werden. Alle ihre Güter, Lehen und Rechte waren dem königlichen Fiskus zugesprochen. Das Urteil war von dem Herzog allein und dem Sekretär Praets

unterzeichnet, ohne daß man sich um die Bestimmung der übrigen Kriminalräte bemüht hätte.
In der Nacht zwischen dem 4. und 5. Junius brachte man ihnen die Sentenz ins Gefängnis, nachdem sie schon schlafen gegangen waren. Der Herzog hatte sie dem Bischof von Ypern, Martin Rithof, eingehändigt, den er ausdrücklich darum nach Brüssel kommen ließ, um die Gefangenen zum Tode zu bereiten. Als der Bischof diesen Auftrag erhielt, warf er sich dem Herzog zu Füßen und flehte mit Tränen in den Augen um Gnade – um Aufschub wenigstens für die Gefangenen; worauf ihm mit harter zorniger Stimme geantwortet wurde, daß man ihn nicht von Ypern gerufen habe, um sich dem Urteile zu widersetzen, sondern um es den unglücklichen Grafen durch seinen Zuspruch zu erleichtern.
Dem Grafen von Egmont zeigte er das Todesurteil zuerst vor. „Das ist fürwahr ein strenges Urteil!" rief der Graf bleich und mit entsetzter Stimme. „So schwer glaubte ich Se. Majestät nicht beleidigt zu haben, um eine solche Behandlung zu verdienen. Muß es aber sein, so unterwerfe ich mich diesem Schicksale mit Ergebung., Möge dieser Tod meine Sünden tilgen und weder meiner Gattin noch meinen Kindern zum Nachteile gerreichen! Dieses wenigstens glaube ich für meine vergangenen Dienste erwarten zu können. Den Tod will ich mit gefaßter Seele erleiden, weil es Gott und dem König so gefällt." – Er drang hierauf in den Bischof, ihm ernstlich und aufrichtig zu sagen, ob keine Gnade zu hoffen sei. Als ihm mit Nein geantwortet wurde, beichtete er und empfing das Sakrament von dem Priester, dem er die Messe mit sehr großer Andacht nachsprach. Er fragte ihn, welches Gebet wohl das beste und rührendste sein wür-

de, um sich Gott in seiner letzten Stunde zu empfehlen. Da ihm dieser antwortete, daß kein eindringenderes Gebet sei als das, welches Christus der Herr selbst gelehret habe, das Vaterunser, so schickte er sich sogleich an, es herzusagen. Der Gedanke an seine Familie unterbrach ihn; er ließ sich Feder und Tinte geben und schrieb zwei Briefe, einen an seine Gemahlin, den anderen an den König von Spanien; welcher letztere so lautete:

„Sire!

Diesen Morgen habe ich das Urteil angehört, welches Ew. Majestät gefallen hat, über mich aussprechen zu lassen. So weit ich auch immer davon entfernt gewesen bin, gegen die Person oder den Dienst Ew. Majestät oder gegen die einzig wahre, alte und katholische Religion etwas zu unternehmen, so unterwerfe ich mich dennoch dem Schicksale mit Geduld, welches Gott gefallen hat, über mich zu verhängen. Habe ich während der vergangenen Unruhen etwas zugelassen, geraten oder getan, was meinen Pflichten zu widerstreiten scheint, so ist es gewiß aus der besten Meinung geschehen und mir durch den Zwang der Umstände abgedrungen worden. Darum bitte ich Ew. Majestät, es mir zu vergeben und in Rücksicht auf meine vergangenen Dienste mit meiner unglücklichen Gattin und meinen armen Kindern und Dienstleuten Erbarmen zu tragen. In dieser festen Hoffnung empfehle ich mich der unendlichen Barmherzigkeit Gottes.

Brüssel, den 5. Junius 1568, dem letzten Augenblick nahe.

Ew. Majestät treuester Vasall und Diener

Lamoral, Graf v. Egmont."

Diesen Brief empfahl er dem Bischof aufs dringendste; um sicherer zu gehen, schickte er noch eine eigenhändige Kopie desselben an den Staatsrat Viglius, den billigsten Mann im Senate, und es ist nicht zu zweifeln, daß er dem König wirklich übergeben worden. Die Familie des Grafen erhielt nachher alle ihre Güter, Lehen und Rechte zurück, die kraft des Urteils dem königlichen Fiskus heimgefallen waren.

Unterdessen hatte man auf dem Markte zu Brüssel vor dem Stadthaus ein Schafott aufgeschlagen, auf welchem zwei Stangen mit eisernen Spitzen befestigt wurden, alles mit schwarzem Tuche bedeckt. Zweiundzwanzig Fahnen spanischer Garnison umgaben das Gerüst, eine Vorsicht, die nicht überflüssig war. Zwischen zehn und elf Uhr erschien die spanische Wache im Zimmer des Grafen; sie war mit Strängen versehen, ihm, der Gewohnheit nach, die Hände damit zu binden. Er verbat sich dieses und erklärte, daß er willig und bereit sei, zu sterben. Von seinem Wams hatte er selbst den Kragen abgeschnitten, um dem Nachrichter sein Amt zu erleichtern. Er trug einen Nachtrock von rotem Damast, über diesem einen schwarzen spanischen Mantel mit goldenen Tressen verbrämt. So erschien er auf dem Gerüste. Don Julian Romero, Maitre de Camp, ein spanischer Hauptmann mit Namen Salinas und der Bischof von Ypern folgten ihm hinauf. Der Grand Prevot des Hofes, einen roten Stab in der Hand, saß zu Pferde am Fuße des Gerüstes; der Nachrichter war unter demselben verborgen.

Egmont hatte anfangs Lust bezeugt, von dem Schafott aus eine Anrede an das Volk zu halten. Als ihm aber der Bischof vorstellte, daß er entweder nicht gehört werden oder, wenn dies auch geschähe, bei der gegenwärtigen gefährlichen

Stimmung des Volkes leicht zu Gewalttätigkeiten Anlaß geben könnte, die seine Freunde nur ins Verderben stürzen würden, so ließ er dieses Vorhaben fahren. Er ging einige Augenblicke lang mit edlem Anstand auf dem Gerüste auf und nieder und beklagte, daß es ihm nicht vergönnet sei, für seinen König und sein Vaterland einen rühmlicheren Tod zu sterben. Bis auf den letzten Augenblick hatte er sich noch nicht recht überreden können, daß es dem Könige mit diesem strengen Verfahren Ernst sei und daß man es weiter als bis zum bloßen Schrecken der Exekution treiben würde. Wie der entscheidende Augenblick herannahte, wo er das letzte Sakrament empfangen sollte, wie er harrend herumsah und noch immer nichts erfolgte, so wandte er sich an Julian Romero und fragte ihn noch einmal, ob keine Begnadigung für ihn zu hoffen sei. Julian Romero zog die Schultern, sah zur Erde und schwieg.

Da biß er die Zähne zusammen, warf seinen Mantel und Nachtrock nieder, kniete auf das Kissen und schickte sich zum letzten Gebet an. Der Bischof ließ ihn das Kruzifix küssen und gab ihm die letzte Ölung, worauf ihm der Graf ein Zeichen gab, ihn zu verlassen. Er zog alsdann seine seidene Mütze über die Augen und erwartete den Streich. – Über den Leichnam und das fließende Blut wurde sogleich ein schwarzes Tuch geworfen.

Ganz Brüssel, das sich um das Schafott drängte, fühlte den tödlichen Streich mit. Laute Tränen unterbrachen die fürchterlichste Stille. Der Herzog, der der Hinrichtung aus dem Fenster zusah, wischte sich die Augen.

Bald darauf brachte man den Grafen von Hoorne. Dieser, von einer heftigeren Gemütsart als sein Freund und durch

mehr Gründe zum Hasse gegen den König gereizt, hatte das Urteil mit weniger Gelassenheit empfangen, ob es gleich gegen ihn in einem geringeren Grad unrecht war. Er hatte sich harte Äußerungen gegen den König erlaubt und mit Mühe hatte ihn der Bischof dahin vermocht, von seinen letzten Augenblicken einen besseren Gebrauch zu machen, als sie in Verwünschungen gegen seine Feinde zu verlieren. Endlich sammelte er sich doch und legte dem Bischof seine Beichte ab, die er ihm anfangs verweigern wollte.

Unter der nämlichen Begleitung wie sein Freund bestieg er das Gerüst. Im Vorübergehen begrüßte er viele aus seiner Bekanntschaft; er war ungebunden wie Egmont, in schwarzem Wams und Mantel, eine mailändische Mütze von eben der Farbe auf dem Kopfe. Als er oben war, warf er die Augen auf den Leichnam, der unter dem Tuche lag, und fragte einen der Umstehenden, ob es der Körper seines Freundes sei. Da man ihm dieses bejaht hatte, sagte er einige Worte spanisch, warf seinen Mantel von sich und kniete auf das Kissen. – Alles schrie laut auf, als er den tödlichen Streich empfing.

Beide Köpfe wurden auf die Stangen gesteckt, die über dem Gerüste aufgepflanzt waren, wo sie bis nach drei Uhr nachmittags blieben, alsdann herabgenommen und mit den beiden Körpern in bleiernen Särgen beigesetzt wurden.

Die Gegenwart so vieler Auflauerer und Henker, als das Schafott umgaben, konnte die Bürger von Brüssel nicht abhalten, ihre Schnupftücher in das herabströmende Blut zu tauchen und diese teure Reliquie mit nach Hause zu nehmen.

– – – – –

